

PETER SPRENGEL

## BORCHARDT – HEYMEL – WINSLOE

### Neuvermessung eines Beziehungsdreiecks

Auf seinem steinigen Weg zu literarischer Anerkennung, ja Marktwert hatte Rudolf Borchardt den mäzenatischen Aktivitäten Alfred Walter Heymels einiges zu danken. In der von diesem finanzierten Zeitschrift *Die Insel* erschienen 1901/02 seine ersten auch später von ihm für gültig befundenen Gedichte; in den kurz zuvor von Heymel sichergestellten *Süddeutschen Monatsheften* fand zwischen 1908 und 1912 der (kultur-)politische Publizist Borchardt sein erstes Forum. Heymel veranstaltete als Privatdruck die ersten Buchausgaben der *Villa* (1908) und der *Jugendgedichte* (1913); er vermittelte aber auch die erste öffentliche Ausgabe des *Joram* (1907): in dem von Anton Kippenberg geleiteten Leipziger Insel Verlag, dessen Haupteigner kein anderer als Heymel selbst war.<sup>1</sup> Dankbarkeit ist keine gute Grundlage für eine dauerhafte Freundschaft, am wenigsten für ein derart auf seine Autonomie bedachtes Autor-Subjekt; die schweren Konflikte, in die Borchardt alsbald sowohl mit der Leitung des Insel Verlags als auch mit der Redaktion der *Monatshefte* geriet, lassen sich denn auch ebenso als Versuche zur Selbstbehauptung und -abgrenzung lesen wie die kritischen Kommentare, die er sich – zumal nach der finanziellen und Ehe-Krise Heymels 1911 – gegenüber dem gemeinsamen Vertrauten Rudolf Alexander Schröder erlaubte: zur Charakterschwäche seines Mäzens und zum verderblichen Einfluss der Münchner Boheme (jener »unverantwortlichen Stadt«<sup>2</sup>) auf den wildgewordenen Dilettantismus dieses »Ritter Ungestüm«.<sup>3</sup>

- 1 Gerhard Schuster, Rudolf Borchardt und der Insel-Verlag. Zu einem unbekanntem Brief an Anton Kippenberg, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe, Nr. 80 (24. 9. 1982), Beilage Buchhandelsgeschichte 1982/83, S. B97–B114.
- 2 Vgl. Rudolf Borchardt, Scherzo, in: R. B., Prosa I, hg. v. Gerhard Schuster, Stuttgart 2002, S. 148–153. Den Erstdruck aus der Zeitschrift *Der lose Vogel* unter dem Titel »Die unverantwortliche Stadt« übersandte der Verfasser Christa Winsloe am 29./30. 6. 1913.
- 3 Vgl. Borchardts Bemerkung über »das schlaffe und stagnierende Münchener Getreibe, das jeden ordentlichen Kerl [...] am Ende lebendigen Leibes muss verfaulen, veröden und verderben machen«, im Brief vom 14. 10. 1911 in: Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918. Text, in Verbindung mit dem Rudolf-Borchardt-Archiv bearb. v. Elisabetta Abbondanza, München 2001, S. 316. – Den besten Zugang zur komplexen

Über Heymel lernte Borchardt spätestens im März 1912 eine junge Bildhauerin aus dem Schwabinger Umfeld kennen, die in der Weimarer Republik auch als Schriftstellerin hervortreten und durch den nach ihrem Drehbuch realisierten Film *Mädchen in Uniform* (1931) vorübergehende Berühmtheit erlangen sollte: Christa Winsloe (1888–1944).<sup>4</sup> Die Tochter eines preußischen Offiziers mit schottischen Wurzeln sollte künstlerisch demnächst durch die lebensgroße Statue eines Schweins (!) in weißem Marmor auffallen.<sup>5</sup> Nachdem sie Heymel erstmals im Atelier ihres Bildhauerkollegen und Porträtisten Fritz Behn begegnet war,<sup>6</sup> verkehrte Winsloe spätestens seit 1911 regelmäßig in seiner Villa in der Poschingerstraße; sie empfing den Mäzen und Lebemann aber auch in ihrem eigenen Atelier und ließ sich von ihm mit zahlreichen Büchern beschenken, für die sie sich mit eigentümlicher Naivität bedankte.<sup>7</sup> In ihren – gelegentlich auch in englischer Sprache gehaltenen – Briefen an »Puck« oder »Alfi« befließigte sie sich eines intimen Tones, der die Grenze zwischen Liebes- und Freundschaftsbriefen dezent umspielt.<sup>8</sup> Nicht jeder konnte mit den Ambivalenzen eines solchen Flirt-Tons so gut umgehen wie der Adressat, der sich offenbar auf die Rolle des väterlichen – und indiskret-geschwätzig – Vertrauten beschränkte.

Persönlichkeit Heymels vermittelt heute noch der Marbacher Ausstellungskatalog: Rudolf Borchardt – Alfred Walter Heymel – Rudolf Alexander Schröder, bearb. v. Reinhard Tgahrt, Werner Volke u. a., Marbach am Neckar 1978; dort S. 248 f. auch zur Selbstcharakteristik in Heymels Erzählung *Ritter Ungestüm* (1900).

- 4 Überblick über Leben und Werk gibt eine rezente, nachgelassene Manuskripte der Autorin einbeziehende Biographie: Doris Hermanns, *Meerkatzen, Meißel und das Mädchen Manuela. Die Schriftstellerin und Tierbildhauerin Christa Winsloe*, Berlin 2012.
- 5 Zum Skandalisierungseffekt des Gegenstandes vgl. Hermann Bahrs Artikel »Schweine« (1895) in: *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910*, hg. v. Gotthart Wunberg, Stuttgart 1981, S. 505–507.
- 6 Vgl. Heymels Bemerkung über »Deine Kameradschaft, die Du mir vom ersten Tage an, da wir uns in Behns Atelier kennen lernten, gezeigt und bewiesen hast« (an Winsloe. 10. 4. 1912: DLA, A: Heymel, 62.1249/2). Alle hier und im Folgenden zitierten unveröffentlichten Briefe entstammen dem Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar, dem für vielfältige Unterstützung und Veröffentlichungsgenehmigung gedankt sei. – Behns Winsloe-Büste von 1912 ist abgebildet in: Doris Hermanns, *Meerkatzen*, S. 58.
- 7 »Meine Freude ist einfach kindisch – ich packe sie aus – ich packe sie wieder ein – stelle sie alle in einer Reihe vor mir auf – lese die Titel u. Namen – wer sind wohl diese Damen die Du mir da vorstellst? Leonore Christina – Katharina v. Klettenberg – Die Namen sind als müsste man den Trägerinnen die Hände küssen« (Winsloe an Heymel, [1911]: A: Heymel, 62.1924/3). Zitate aus den Briefen Winsloes mit freundlicher Genehmigung Renate von Gebhardts, Berlin.
- 8 So heißt es in dem Brief Winsloes mit der Anrede »Puck – lieber Puck« nach der Beschreibung zweier großer roter Blumen, zu denen sich die Schreiberin zurückzieht: »Alfi – ich kann nicht aufhören Dich zu sehen – wie Du in meinem Atelier standest – im Atelier mit mir sassst – was Du alles gesagt hast. / Vielleicht vergesse ich es nie« (an Heymel, [1911]: A: Heymel: 62.1924/2).



*Winsloe mit Marmorfigur eines Schweins, 1918.* © Renate von Gebhardt

Sein erstes (nachvollziehbares) Zusammentreffen mit Winsloe am 14. März 1912 auf einer Gesellschaft im Hause Heymels schilderte Borchardt dem abwesenden Hausherrn wie eine Verschwörung zu dessen Gunsten – vor den Bücherreihen derselben Bibliothek, deren Versteigerung er noch 1917 mit einem ehrenden Porträt des Freundes begleiten sollte.<sup>9</sup> Wenige Wochen später sollte ihm Heymel gewisse Andeutungen über Winsloes Lebenswandel machen; er stieß dabei jedoch auf taube Ohren.<sup>10</sup> Zu tief hatte sich der seit 1906 in unerfüllter Ehe mit der

9 An Heymel, 15. 3. 1912, in: Rudolf Borchardt, Briefe 1907–1913. Text, bearb. v. Gerhard Schuster, München 1995 (im Folgenden zitiert: Briefe), S. 385 f.; In Memoriam Alfred Heymel, in: Rudolf Borchardt, Prosa I, S. 172–177.

10 Vgl. Borchardt an Schröder, [Anfang Juli 1913], in: Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 555–557. Am 13. 6. 1914 dankt Borchardt Heymel dafür, dass dieser ihm »reinen Wein geschenkt« habe (Rudolf Borchardt, Briefe 1914–1923. Text, bearb. v. Gerhard Schuster, München 1995, S. 14). Die erste Gelegenheit zu einer Warnung ergab sich bei Borchardts Berlin-Besuch am 11. 4. 1912 (vgl. Heymel an Winsloe, 10. 4. 1912: A: Heymel, 62.1249/2); Heymel selbst glaubte damals von einer anderen Liebesleidenschaft Winsloes zu wissen (vgl. Heymel an Winsloe, 20. 4. 1912: A: Heymel: 62.1249/3).

Malerin Karoline Borchardt geb. Ehrmann verheiratete, in wechselnden Villen der Lucchesia ansässige Schriftsteller bereits in die blumenhafte Schönheit der (anfängs) Dreiundzwanzigjährigen verliebt<sup>11</sup> – vielleicht zunächst auch von der Aussicht angezogen, durch eine Renaissance der Vivian-Liebe von 1901, dem Nährgrund seiner frühen Lyrik,<sup>12</sup> dem Geist der eigenen (demnächst zur Redaktion anstehenden) *Jugendgedichte* näherzukommen. Doch das auf strikter Vergeistigung beruhende Minne-Konzept seiner frühen Jahre hielt nicht lange stand. Am Abend seiner Münchner Dante-Vorlesung (12. April 1912) ›ging‹ Borchardt mit Winsloe ›durch‹;<sup>13</sup> bei der Rückreise nach Italien verabschiedete er sich von ihr – unter Hinterlassung der Redaktionsanschrift der *Süddeutschen Monatshefte* als Kontaktadresse<sup>14</sup> – mit einem gigantischen Blumenstrauß.<sup>15</sup> Dort kam es im Mai 1912 zu einem gemeinsamen Ausflug in das nordöstlich von Florenz gelegene Dicomano,<sup>16</sup> der Borchardt zu einem leidenschaftlichen Brief ermutigte. Winsloe, die die Neigung des um elf Jahre älteren Mannes wohl zu keinem Zeitpunkt emotional erwidert hat, reagierte sofort mit dem Abbruch der Kontakte,<sup>17</sup> der in einem von Borchardt selbst erbetenen Austausch der gegenseitigen Briefe zu Ende desselben Jahres auch formell besiegelt wurde.<sup>18</sup>

11 »Die Winsloe ist ein lieber süßer Kerl, alles so schön an ihr angewachsen blumen und blätterhaft, man meint sie nickt im Winde wie ein Ranunkelstengel« (an Heymel, 15. 3. 1912, in: Briefe, S. 386).

12 Rudolf Borchardt, Vivian. Briefe, Gedichte, Entwürfe 1901–1920, hg. v. Friedhelm Kemp u. Gerhard Schuster, Marbach am Neckar 1985.

13 Ein auf »Montag« datierter Brief Borchardts an Winsloe vom 30. 6. 1913 spricht von »unserm wilden schönen Durchgehen nach der Vorlesung« (A: Borchardt, 90.8, Mappe o. D.; Incipit: »Dass Du mir täglich geschrieben hast«). Gemeint ist der im Großen Saal des Deutschen Museums gehaltene Vortrag »Systematik der künstlerischen Übersetzung. Als Einleitung in eine Dante-Vorlesung«; vgl. Rudolf Borchardt, Über den Dichter und das Dichterische. Drei Reden von 1920 und 1923, mit einer Dokumentation sämtlicher Reden Borchardts 1902–1933 hg. v. Gerhard Schuster u. a., München 1995, S. 176–178.

14 An Winsloe, [2. Monatshälfte April 1912] (Incipit: »So leid es mir thut zu hören«): A: Borchardt, 90.8, Mappe 1912–1913.

15 An Winsloe, [Ende April/Anfang Mai 1912] (Incipit: »Ihr unverhoffter Brief verschönt mir«): ebd. Der vor der Anmietung der Villa Mansi geschriebene Brief bezieht sich von Lucca aus auf Winsloes Danksagung.

16 Vgl. Borchardts Formulierung »in den Monaten nach Dicomano«: Briefe, S. 548.

17 Winsloes Replik auf den von ihr als »unrein« empfundenen Brief erreichte Borchardt als »schwere[r] Schlag« während des durch die Renovierung der Villa Mansi bedingten Bergaufenthalts in Sassi di Garfagnana. In seiner Duplik »wehrte« sich Borchardt dagegen, »das Tiefste was ein erschütterter Mensch zu geben hat, mit dem Maasstabe ästhetischen Vergnügens oder geselligen Verkehrs gemessen zu sehen« (an Schröder, 29. 6. 1912, in: Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 414; an Winsloe, 21./22. 5. 1913, in: Briefe, S. 483).

18 Vgl. Briefe, S. 432–436, 441 u. 450.

Heymel, der schon auf seiner Italienreise im Herbst 1912 ein Zusammentreffen der Zerstrittenen zu vermitteln versuchte,<sup>19</sup> andererseits gegenüber dem enttäuschten Freund wiederum nicht mit Indiskretionen über Winsloe sparte,<sup>20</sup> erhielt im anschließenden Winter zwiespältige Signale von beiden Seiten. Borchardt informierte ihn im Dezember über den Vollzug des Briefaustauschs (Briefe, S. 441), bat aber noch im Januar 1913 – in bewusst beiläufigem, ja abfälligen Ton – um die Aufnahme von Winsloes Namen in die Empfängerliste des Privatdrucks der *Jugendgedichte*, und zwar an Stelle von Annette Kolb.<sup>21</sup> Das »kne- tende Frauenzimmer« andererseits schrieb Heymel im selben Monat aus Maiano bei Florenz, wo sie sich für einen längeren Studienaufenthalt einquartiert hatte: »Borchardt will sich ansagen und mich sehn – ich finde ein rendezvous tête à tête gesucht und peinlich – besonders – da wir uns im Grunde nicht verzeihn haben – ich ihm sein brechen des Freundschaftskontraktes – und er mir – die Quittierung darauf.«<sup>22</sup>

Wenige Monate später hat eben dieses »tête à tête« in dem von Borchardt so lange gemiedenen Florenz<sup>23</sup> dann doch stattgefunden, noch im Mai 1913 gefolgt von einer gemeinsamen Autofahrt (mit Winsloe am Steuer<sup>24</sup>), die wiederum nach Dicomano und wohl auch S. Lorenzo di Borgo führte. Da Winsloe unmittelbar danach eine mehrwöchige Reise nach Rom und Neapel antrat, kann sich die erneuerte Beziehung zunächst nur brieflich entwickeln – bis zu einem gemeinsamen Ausflug auf den Monte Abetone nördlich von Lucca, für den Winsloe am 20.–22. Juni 1913 ihre Rückreise nach München unterbrach. Wiederum schloss sich eine Flut von Briefen an, die aber bald sehr einseitig wurde. Eine Art Erlaubnis zu (kürzeren) Kommunikationspausen hatte Borchardt seiner Partnerin Anfang Juli selbst erteilt.<sup>25</sup> Nach wiederholtem Ausbleiben von Gegenbriefen stellte er

19 Vgl. Briefe, S. 409 u. 432.

20 Darauf bezieht sich Borchardt, wenn er in einem Brief an Winsloe vom Juni 1913 von »eingimpften Zwangsvorstellungen« spricht, von denen seine Seele »seit einem halben Jahr etwas trug wie Blättern und Aussatz« (Briefe, S. 503).

21 »Aber dies wirklich nur ganz nebenbei, und ganz wie es Dir passt, denn nichts sollte mir gleichgiltiger sein, als ob der Band bei einem schreibenden Frauenzimmer oder bei einem knetenden verstaubt« (Briefe, S. 450).

22 Winsloe an Heymel, Januar 1913: A: Heymel, 62.1924/4. Borchardts Anfrage vom 12. 12. 1912 hat sich erhalten: A: Borchardt, 90.8, Mappe 1912–1913.

23 Vgl. die damals entstandene fragmentarische »Canzone an Florenz«: »Florenz, Florenz der schwersten meiner Tage / Sechs Jahr umsonst gemiedne« (Rudolf Borchardt, Gedichte II – Übertragungen II, hg. v. Marie Luise Borchardt u. Ulrich Ott, Stuttgart 1985, S. 130).

24 Wie sie sich gern photographieren ließ: Doris Hermanns, Meerkatzen, S. 206 u. 215.

25 Briefe, S. 403; zur notwendigen Umdatierung des Briefs Nr. 224 s. u. mit Anm. 47. Anlass bot der »trübe[] Brief[]« Winsloes, auf den sich Borchardt auch in Brief Nr. 265 bezieht (Briefe, S. 403 u. 547).

seine Korrespondenz wohl noch im August 1913 ein. Im Dezember 1913 heiratete Winsloe den (seinerzeit auch in der deutschen literarischen Szene eingeführten und von Borchardt bereits abfällig rezensierten<sup>26</sup>) ungarischen Schriftsteller, Zuckerfabrikanten und Schlossbesitzer Lajos Hatvany.

Während sich von Borchardts Schreiben an Winsloe rund sechzig Briefe (auch in englischer, französischer und italienischer Sprache) erhalten haben, scheint kein einziger Gegenbrief mehr zu existieren. Das erschwert nicht nur ein objektives Verständnis der Beziehung, sondern auch eine sichere chronologische Anordnung der größtenteils undatierten Korrespondenz. Die Edition von Schuster/Zimmermann, die 1995 erstmals 27 Winsloe-Briefe Borchardts präsentierte, stößt hier jedenfalls an ihre Grenzen und demonstriert unfreiwillig die Gefahren einer Abtrennung der Kommentarerstellung von der Textedition. Auch hier kann selbstverständlich keine vollständige Neuordnung oder Ergänzung geleistet werden. Neben weiteren Hinweisen auf notwendige Umstellungen<sup>27</sup> geht der vorliegende Versuch einer Neuvermessung des Beziehungsdreiecks und seiner brieflichen wie lyrischen Reflexe von vier handfesten, Differenzen um ein Dreivierteljahr oder mehr erzeugenden Fehldatierungen in der – immer noch fast aller Kommentarbände ermangelnden<sup>28</sup> – Gesamtausgabe der Briefe aus. Dabei handelt es sich um folgende im Band *Briefe 1907–1913* edierte Schreiben Borchardts:

- Nr. 172 an Heymel, 13. Februar 1909 [recte: 13. Februar 1908, einzuordnen nach Nr. 146]
- Nr. 219 an Winsloe, 9. Juni 1912 [recte: 9. Juni 1913, einzuordnen nach Nr. 257]
- Nr. 224 an Winsloe, 1912 [recte: 7./8. Juli 1913, einzuordnen nach Nr. 264]
- Nr. 233 an Winsloe, [November 1912, recte: August 1913, einzuordnen nach Nr. 268]

Da die irrigen Datierungen der Editoren in der Regel auf entsprechende Handschriftenaufnahmen oder Vorsortierungen in den Nachlassbeständen des Deutschen Literaturarchivs zurückgehen,<sup>29</sup> verbindet sich mit den folgenden Ausführungen auch der Wunsch, zu einer sichereren Ordnung des dort geradezu überquellenden Materials beizutragen.

26 Die Wissenschaft des Nicht-Wissenswerten, in: Rudolf Borchardt, Prosa I, S. 62–64.

27 S. u. mit Anm. 44 u. 48 sowie die Zitate vor Anm. 43.

28 Im März 2014 erschien als bisher einziger Teil: Rudolf Borchardt / Hugo von Hofmannsthal, Briefwechsel. Kommentar, bearb. v. Gerhard Schuster, München 2013.

29 Lediglich beim zweitgenannten Brief ist auf der Handschrift, wohl von Gerhard Schuster, alternativ die korrekte Datierung mit Fragezeichen vermerkt.

## Schiffsmanöver

Um die Jahreswende 1907/08 verstärkten sich Borchardts Bemühungen um die Gründung einer das literarische Format des in Vorbereitung befindlichen *Hesperus* übersteigenden, kulturkritisch-politisch ausgerichteten Vierteljahrschrift – einer konservativen Überbietung gleichsam von Hardens *Zukunft*, die sich infolge einer Prozessflut gerade in überaus prekärer Lage befand. Es war diese nie zustande gekommene Zeitschrift, für die Borchardt damals die stark national getönte »Ankündigung« entwarf.<sup>30</sup> Und es war der Wunsch, sich der persönlichen Unterstützung des – vielleicht neben Rathenau – wichtigsten möglichen Mäzens für das neue Projekt zu versichern, der ihn Anfang Januar 1908 von Berlin, wo er das letzte Weihnachtsfest im Kreis der Familie verbracht hatte, nach Bremen führte: zu Heymel, der ihn seinerseits gespannt erwartete. An seinen Freund Barton von Stedmann schreibt der Adoptivsohn eines Großkaufmanns am 2. Januar:

Morgen kommt Rudolf Borchardt auf kurze Zeit zu mir. Ich glaube, daß dieser junge Mensch zu den konzentriertesten Intelligenzen unserer Zeit gehört, kenne ihn aber nur aus dem schriftlichen Verkehr und hoffe nicht persönlich enttäuscht zu werden [...] Vor allem soll er an einer krankhaften Empfindlichkeit, bis ins Anomale gesteigerten Streitsucht leiden, was aber durch eine außergewöhnliche Ernsthaftigkeit seiner An- und Absichten equilibriert wird.<sup>31</sup>

Heymels Erwartungen sollten nicht enttäuscht werden. Beim Bremer Treffen und den anschließenden Begegnungen in Berlin und Leipzig ergab sich ein wechselseitig inspirierender Austausch. Allerdings blieb die erste Verhandlungsrunde mit Kippenberg, in dessen Verlag die Zeitschrift erscheinen sollte, am 9. Januar 1908 ohne konkretes Ergebnis. Man vertagte sich auf den 15. Januar – ein Termin, der jedoch nicht mehr zustande kam, weil sich Kippenberg schon vier Tage vorher auf eine definitive Absage festlegte.<sup>32</sup> Wohl noch ohne Kenntnis dieses negativen Ausgangs verfasste Heymel in jener pläne- und erwartungsreichen Übergangsperiode ein dreistrophiges Gedicht, das er Borchardt als Eintragung in einen Pla-

30 Rudolf Borchardt, *Prosa IV*, hg. v. Marie Luise Borchardt unter Mitarbeit v. Ulrich Ott u. Ernst Zinn, Stuttgart 1973, S. 197–204; Kai Kauffmann, Philologische Anmerkung zu Rudolf Borchardts Text »Ankündigung«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, N. F. 50 (2000), S. 103–105.

31 Zit. Borchardt – Heymel – Schröder, S. 257.

32 Zit. Gerhard Schuster, Insel-Verlag, S. B107 f.

netenkalender überreichte. »Einem neuen Bekannten in ein Planetenkalendarium« heißt die Überschrift bei der Erstveröffentlichung in der Aprilnummer 1908 der *Süddeutschen Monatshefte* – des Ersatz-Forums, das der Mäzen den publizistischen Ambitionen seines neuen Protegés nach dem Scheitern des Insel-Projekts zur Verfügung stellte. Jene solidarische Gemeinschaft zweier Kapitäne auf hoher See, wie sie die zweite Hälfte des Gedichts ausmalt, konnte und sollte auf bayrischem Boden aus vielen Gründen freilich nicht zustande kommen. Es war jedoch nicht nur der hanseatische Rahmen des ersten Treffens, der die Bildlichkeit des Gelegenheitspoems diktierte; dessen Seefahrtsmetapher spielt offenkundig auf den Titel *Das Schiff* an, der für die neue Zeitschrift im Gespräch war – in Anlehnung natürlich an das bekannte Signet des Insel Verlags. Wie das Insel-Schiff mit geschwellten Segeln dahingleitet, stellt auch Heymels Gedicht das erwartete Schiff vor:

Sterne, Winde, laßt das Leinen  
 Unseres Schiffes, laßt es schwellen,  
 Und im Element, dem reinen,  
 Schreckt uns auch kein Berg von Wellen.

Will das Schiff noch nicht erscheinen,  
 Liegt es doch für uns im Hafen,  
 Und wir wollen froh uns einen,  
 Da wir uns im Ernste trafen.  
 Irgendwann, vielleicht schon morgen,  
 Sitzen wir an *einem* Steuer,  
 Denn das Gleiche macht uns Sorgen,  
 Und das Gleiche ist uns teuer.<sup>33</sup>

Auch Borchardt zeigte sich außerordentlich enthusiasmiert von der ersten persönlichen Begegnung mit Heymel, den ja schon aufgrund seiner unbekanntem Herkunft ein leichter Hauch des Mysteriösen umwehte. An dessen ›Ziehvetter‹ Schröder schreibt er einen guten Monat später, den Abstand zu seiner lebensbestimmenden Begegnung mit Hofmannsthal in Rodaun (1902) großzügig aufrundend oder mit der ersten literarischen Berührung (1898) vermengend: »Heymel hat mir einen unverlöschlichen Eindruck gemacht, als Lebens Produkt, als Schicksalssumme und Person; es sind zehn Jahre, dass keine menschliche Begegnung mich mehr so geisterhaft und schmerzlich verjüngt hat; ich zehre

33 Zit. Rudolf Borchardt, *Gedichte II – Übertragungen II*, S. 406 f.



noch von dem Eindruck und scheue mich ihm zu schreiben.«<sup>34</sup> Diese Schreibhemmung sollte noch eine gute Woche anhalten und ist als innerer Widerspruch auch dem dann entstehenden, längst überfälligen Brief eingeschrieben. Denn einerseits schließt der zunächst recht prosaisch daherkommende, verschiedene Agenda berührende<sup>35</sup> Brief vom 13. Februar mit einem pathetischen Bekenntnis zur neuen Freundschaft, das die Äußerung gegenüber Schröder weitgehend bestätigt (unter Unterdrückung der Hofmannsthal-Parallele allerdings). Andererseits fällt der angefügte Hinweis auf die einschlägigen Verse erstaunlich lakonisch und dilatorisch aus – jedenfalls wenn man bedenkt, dass es sich dabei um die poetische Entgegnung auf Heymels Gedicht handelt, für deren zeitliche Einordnung wir durch die Vordatierung des Briefs auf 1908 einen neuen terminus ante erhalten:

Lieber Heymel, noch ein persönliches Wort, eh ich dies schliesse, und keines das mir in meinem Alter und nach meinen Lebenserfahrungen mehr sehr leicht aus der Feder fließen kann; wie mir das Wort bei unserem Abschiede in Leipzig, in jener so geheimnisvoll drängenden und stockenden Nachtstunde erstarb, so weiss ich auch jetzt kaum schwarz auf weiss zu sagen, was es mir bedeutet, Sie gekannt und so gekannt zu haben, wie die Bremer und Berliner Tage es mir fügten. Sie sind mir seither ständig in Gedanken verblieben, und ich sehe unter den wenigen dämmerigen Gestalten die mich in meinem innerlichen Verkehre umgeben, noch einmal, – ich hätte es nicht geglaubt, – eine neue, mit dem stärksten Lebensanspruche dort eingewachsen, wo sonst der Kreis geschlossen schien. Lassen Sie mich hoffen, dass ich Ihnen etwas sein kann; Sie sind mir in der Erinnerung noch was Sie mir gegenwärtig waren, ein geisterhaft gewaltiges Wiederbeschenktwerden mit meiner Jugend, und das

34 An Schröder, 5. 2. 1908, in: Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 145.

35 Auch aus diesen Agenda ergeben sich zwingende Argumente für die Datierung des Briefs auf 1908: So spricht Borchardt von der im George-Kreis vorbereiteten *Allgemeinen Revue für Kritik* ganz ähnlich wie im Brief an Schröder vom 5. 2. 1908 und berichtet von Bleis Plänen für die Titelgebung der neuen Zeitschrift *Hyperion* (tatsächlich erscheint die Zwei-monatsschrift schon 1908 unter diesem Titel). Ein klares Indiz für ein Versehen Borchardts bei der Eintragung der Jahreszahl (eindeutig zu lesen als »[19]09«) ergibt übrigens auch die eigenhändige Lokalisierung des Schreibens; die angegebene »Villa dell' Orologio« wurde Ende 1908 zugunsten der Villa Burlamacchi aufgegeben. Schließlich ist noch die Antwort Heymels vom 26. 2. 1908 zu erwähnen (A: Borchardt). Darin dankt Heymel für Borchardts »freundschaftlich bewegten Brief«, den er vor etwa acht Tagen erhalten habe, sowie für die (in Borchardts Brief angekündigten) Komplimente Karoline Borchardts zu seinem Gedichtband *Zeiten* (1907) und zeigt sich beruhigt über den Postweg des *Annus Mirabilis*.

nicht wie ein Rausch der sich austräumt, – so berauschend es war – sondern ein wirkliches Verwandeltwerden, das in mir nachgewirkt hat. Es giebt Verse darüber die Sie haben sollen. (Briefe, S. 204)<sup>36</sup>

Diese Verse hat Heymel nie zu sehen bekommen, obwohl sie ihm im Manuskript eindeutig zgedacht sind. Denn »Das Schiff« blieb Fragment und glich im Übrigen bei näherer Betrachtung eher einer Absage an den neuen Freund. Es gehört nämlich schon viel Freundlichkeit oder Arglosigkeit dazu, Borchardts poetische Replik als »resignierend[e]« Antwort auf Heymels Widmungsgedicht zu charakterisieren.<sup>37</sup> Das Mindeste, was sich feststellen lässt, ist eine Zurechtweisung: Heymels Versprechen, dem lyrischen Ich »das Schiff nach Hause [zu] rüsten« – die Einführung des Heimkehr-Motivs ist Borchardts spezifische Zutat –, wird zunächst als Illusion und Traumgespinnst abgetan. Wörtliche Zitate aus der Gedichtvorlage unterstreichen den Widerspruch: »Das Schiff ist nicht im Hafen. Ah, im Hafen / Schon nicht! und nicht auf Werft, und nicht im Riß [...].«<sup>38</sup>

Der zweite Teil des Gedichts unterscheidet zudem – in direkter Antithese zu der von Heymel beschworenen Zweiergemeinschaft am Steuer – strikt zwischen dem »Los« des Adressaten als »Wirt« und dem des Sprechers, der bereit ist als »Gast« unter dessen Dache Platz zu nehmen – aber nur, um in Richtung der wilden See zu blicken, die den »ändern / Heerkönige[n] meiner Zeit« eine »schlechte[] Heimkehr« bereitet. Das Heimkehr-Motiv ist hier ins Kollektive und Mythische erweitert – offensichtlich in Anspielung auf den griechischen Sagenkreis von den Troja-Heimkehrern. Der Briefschreiber Borchardt hat das Motiv des erfolgreichen »Nostos« nach dem Vorbild des Odysseus mehrfach für sich selbst in Anspruch genommen<sup>39</sup> – eine Art Gegenmodell zum Negativbild des Verlorenen Sohns, als den ihn die eigenen Eltern betrachteten.<sup>40</sup> Und tatsächlich wird der eingangs an Heymel gerichtete Gedichtentwurf immer persönlicher: Das Trugbild einer Zeitschriftengründung als Schiff scheint fast vergessen, wenn der Sprecher nunmehr in fast autobiographischem Gestus über den eigenen Aufbruch zur See

36 Die kursivierte Passage als Korrektur des edierten Wortlauts (»es weiss und«) nach der Handschrift D: Heymel D 77.36.

37 So der Herausgeberkommentar in: Rudolf Borchardt, Gedichte II – Übertragungen II, S. 407.

38 Rudolf Borchardt, ebd., S. 117.

39 Vgl. die Berufung auf die Heimkehr des Odysseus im Brief an die Schwester Helene 1906: Rudolf Borchardt, Briefe 1895–1906. Text, bearb. v. Gerhard Schuster, München 1995, S. 452 sowie die emphatische Ankündigung »Ich komme nach Hause« im Brief an den Bruder Ernst 1911: Briefe, S. 369.

40 Gustav Seibt, Der verlorene Sohn. Rudolf Borchardts Gegenwärtigkeit, in: G. S., Das Komma in der Erdnussbutter. Essays zur Literatur und zur literarischen Kritik, Frankfurt am Main 1997, S. 107–117.

spricht, offenkundig in Weiterführung des »Sonetts auf sich selbst«, das in den letzten Zeilen ja gleichfalls eine heroische Heerfahrt zur See imaginierte.<sup>41</sup> Der Sprecher erinnert sich aber nicht nur an die kurzfristig gelebte Gemeinschaft mit Hofmannsthal, in dessen Gästebuch er 1902 eben dieses Sonett eintrug, sondern auch an die moralischen Kosten dieser versuchten Selbstverwirklichung: den Vertrauensbruch gegenüber Freunden und Förderern, die Lügen gegenüber der Familie. Ist es der eigene Vater (oder ein Zerrbild Georges?), den er am Schluss des Fragments verständnislos am Strand sieht? Es ist eine über zwei Strophen reichende Nebensatz-Periode (abhängig von der Wortgruppe »Heerkönige meiner Zeit«), in der sich das Fragment zugleich verliert und gipfelt:

– Mit denen ich, – das Treuste von mir werfend, –  
 – Verleugnend und belügend was mich hielt, –  
 – Nur meines Pfeils gedenk, den ich mir schärfend  
 Von Kind auf in Unsterbliches gezielt, –

Abflog und durchbrach, Lüfte schnitt und prallte,  
 Und neuer Brüder selig, Schiff bei Schiff,  
 Ertragen konnte, daß am Strand der Alte  
 Aufrecht zwei Arme hub und nicht begriff –<sup>42</sup>

Von dieser heroischen Gemeinschaftserfahrung echter Künstler, die zugleich eine rigide Abgrenzung von der Gesellschaft einschließt, ist der Dilettant Heymel selbstverständlich ausgeschlossen. Das Gedicht zieht diese Trennlinie wesentlich schärfer als der Brief, der aus schlechtem Gewissen gegenüber dem Adressaten in sentimentales Pathos verfällt.

41 »[...] und mit Nordwind gährt / Die wundervolle See, und wildem Schaum, / Durch den das heilige Schiff mit Helden fährt« (Rudolf Borchardt, Gedichte, hg. v. Gerhard Schuster u. Lars Korten, Stuttgart 2003, S. 109). Vgl. Ernst Osterkamp, Plädoyer für eine kritische Neuausgabe von Rudolf Borchardts Lyrik; zugleich ein Versuch, das »Sonett auf sich selbst« zu verstehen, in: Rudolf Borchardt 1877–1945. Referate des Pisaner Colloquiums, hg. v. Horst Albert Glaser, Frankfurt am Main u. a. 1987, S. 249–277.

42 Rudolf Borchardt, Gedichte II – Übertragungen II, S. 118.

## Anfang und Ende, oder: Erziehung und Zeichenzauber

Der letzte in der Borchardt-Briefausgabe gedruckte Brief an Christa Winsloe trägt die Nummer 271 und die mysteriöse Datierung »[vor 17. November 1913]«. Wollte man annehmen, dass der Brief tatsächlich erst Mitte oder Anfang November entstanden ist, so würde man der angehenden Braut ein Höchstmaß an Doppelzüngigkeit unterstellen. Wenige Wochen vor ihrer Hochzeit mit Hatvany im Dezember würde sie Borchardt ihre Dankbarkeit bekunden und nur einen Tag später einen Brief schreiben, der ihn »unsäglich schön, voller unverhoffbarer Seelengeschenke« anrührt und mit einem »neuen herrlichen Vertrauenston« beeindruckt (Briefe, S. 567). Dass das nicht angeht, dürfte unstrittig sein. Im Übrigen stammt der letzte vollständig datierte Brief Borchardts an Winsloe vom 23. August 1913. Er ist in englischer Sprache gehalten und spricht von der Beauftragung einer Vertrauensperson, die Winsloes Aufenthaltsort ermitteln und die Rückgabe der Briefe einleiten soll.<sup>43</sup> Es gibt keine Grundlage, ein Andauern des Briefwechsels über das Ende desselben Monats hinaus zu postulieren.<sup>44</sup>

Noch brisanter erweist sich jedoch die Frage des Anfangs. Da die beiden oben herangezogenen<sup>45</sup> undatierten Briefe vom April 1912 in die (als solche nirgends gekennzeichnete oder begründete) Auswahl der Briefausgabe keinen Eingang gefunden haben, tritt dem Leser als erstes Schreiben an Winsloe ein von Borchardt selbst säuberlich auf »Montag den 9 Juni 12« datierter Brief entgegen, den die Herausgeber auch unter diesem Datum als Nummer 219 abdrucken, ohne zu bemerken, dass Borchardts Geburtstag (9. Juni) zwar 1913, aber nicht 1912 auf einen Montag fiel, dass der darin erwähnte Besuch Rudolf Alexander Schröders in seinem Bergdomizil gleichfalls nur für 1913 zutrifft und vor allem, dass dieser Brief wie auch zahlreiche andere Korrespondenzstücke aus dem Zeitraum Mai/Anfang Juni 1913 vergleichende Betrachtungen zwischen der jetzigen Neuauflage der (einseitigen) Liebesbeziehung und dem gescheiterten ersten Durchgang von 1912 anstellt:

43 A: Borchardt, 90.8: an Winsloe, Mappe o. D. (Incipit: »Dear Christa Before Leaving Munich«). Im selben Brief ist von in München vorgefundenen »facts« die Rede, die dem Verhältnis Borchardts zu Winsloe anscheinend die Basis entziehen.

44 Dem steht scheinbar Brief Nr. 270 entgegen, der von den Herausgebern auf den 13. 10. 1913 datiert wird: doch wohl in der Annahme, dass an diesem Tag der Empfang zum »Geburtstag« der Fürstin Altieri stattfand. Internetquellen (<http://laureandtristan.net/9aug10update/p403.htm>, letzter Zugriff: 6. 1. 2014) verlegen den 70. Geburtstag von Olga Altieri geb. Cantuzene sogar auf den 27. 11. 1913. Geht man jedoch davon aus, dass die beschriebene Feier am Namenstag (11. 7.) stattfand, ergibt sich eine mit dem glückhaften Tenor des Schreibens und den Andeutungen über das Verhältnis zu Karoline in den Briefen von Anfang Juli harmonisierende Einordnung.

45 S. o. mit Anm. 14 u. 15.

Heut ist ein trüber schöner Jahrestag. Wie anders als vor einem Jahre gehe ich heut schlafen; wie anders liegt das Jahr vor mir als das letzte; wie anderes soll es mir von Ihnen Ihnen von mir bringen. Du bist nun trotz allem mein, und hast Dich mir anvertraut, mein Schicksal ist durch ein ganzes lichtloses Jahr an Deinem angehangen geblieben [...]. (Briefe, S. 389)

Im Absatz davor ruft Borchardt den gemeinsamen Aufstieg zur romanischen Kirche von Dicomano vom Mai 1912 oder 1913 in Erinnerung. Dass derselbe Ort auch das Ziel der letzten gemeinsamen Unternehmung vor dem nunmehr ein Jahr zurückliegenden Abbruch der Beziehung gewesen war,<sup>46</sup> dürfte die Fehldatierung des in aller Eile verfassten Briefs überhaupt veranlasst haben.

Auch das nächste Schreiben, das uns die Briefausgabe als sommerliche Korrespondenz von 1912 präsentiert (Nr. 224), verwandelt sich bei näherem Zusehen in ein Schriftstück von (Anfang Juli) 1913 – das ergibt sich nicht zuletzt aus den Reminiszenzen an den Abetone-Ausflug, den Angaben zur Arbeit am Lassalle-Drama und den Untergangserwartungen oder -sehnsüchten des Schreibers.<sup>47</sup> Und natürlich dem durchgängigen Du! Denn einheitliches Merkmal aller Briefe Borchardts an Winsloe vor dem Abetone-Ausflug vom 20.–22. Juni 1913 ist das wenn auch nur lückenhaft realisierte und für weite Teile durch intime Du-Bekennnisse zurückgedrängte, aber doch immer irgendwo vorhandene »Sie«.<sup>48</sup> Es ist die sprachliche Fassade, hinter der Borchardt schon im April 1912 und erst recht als gebranntes Kind nach der Zurückweisung vom Juni 1912 seine erotische Neigung – freilich auf durchsichtige Weise – verbirgt.

Der früheste Brief an Christa Winsloe innerhalb der Briefausgabe ist somit paradoxerweise das Schreiben, mit dem Borchardt am 17. November 1912 den ersten Rücktausch des Briefwechsels einleitet (Nr. 232). Zeitlich schließt sich als nächster<sup>49</sup> Brief (oder einer der nächsten) ein dem Mai 1913 entstammendes Schreiben (Nr. 248) an, in dem das den zurückgetauschten Briefen beigelegte Billet ausdrücklich als der einzige Brief Winsloes im Besitz des Absenders bezeichnet wird. In dem kurz nach dem ersten Wiedersehen unter vier Augen entstandenen Brief stilisiert sich Borchardt als Rufer in der Wüste, als zweiter Johannes der Täufer, der nach siebenjähriger Askese (gerechnet vom Tag seiner Heirat!)

46 S. o. mit Anm. 16.

47 S. auch unten mit Anm. 55 u. 61 sowie das auf Anm. 71 folgende Zitat.

48 Schon aus diesem Grund ist der fast ganz in der Sie-Form gehaltene, von der Ankunft in Castelnovo handelnde Brief Nr. 260 vier Wochen vorher anzusetzen und ebenso wie der ihm am selben Tag vorausgehende Brief Anhang A als Reflex der Rückkehr vom Dicomano-Ausflug aufzufassen.

49 Zur hier vorausgesetzten notwendigen Umdatierung von Nr. 233 vgl. den »Epilog« dieses Aufsatzes.

einen neuen Entwicklungsschub vollziehe: »Und mich zu Ende zu erziehen, mich völlig auszubilden, ist die Verpflichtung bereit [...]« (Briefe, S. 469). In den folgenden Briefen wird sich das Thema der »pädagogischen Provinz« vor allem auf die Adressatin von Borchardts Briefen verlagern. Denn die kulturkritischen Passagen und die Seitenhiebe auf die ›bessere‹ Münchner Gesellschaft – mit ausdrücklicher Nennung Alfred und Marguerite (Gitta) von Heymels – verfolgen offenkundig das Ziel, Winsloe als mindestens gelegentliche oder periphere Teilhaberin an diesen Zirkeln aus dem »Heymel-Kreis« herauszulösen und für Borchardts alternative Weltansicht zu gewinnen. Das gilt vor allem für seine Kritik an der Käuflichkeit der heutigen deutschen Frau und den modernen »Vergnügungs«-Orten mit den unzähligen auf meine Pupille zielenden Punkten toten elektrischen Feuers« (Briefe, S. 485), die einer der ersten in Gallicano entstandenen Briefe (Nr. 250) eröffnet und die der hier als Anhang C veröffentlichte Brief von Anfang Juli mit seinen Attacken auf das Odeon-Casino, Hedwig Pringsheim, Albert von Schrenck-Notzig und die Heymel-Clique vollendet.

Das ganze Ausmaß der vom Autor selbst empfundenen Spannung zwischen dem Reich seines Geistes und der Einflussosphäre Heymels verdeutlicht der ungedruckte Brief von Mitte Juni 1913, in dem Borchardt Winsloe die Unmöglichkeit erläutert, seinem Gast Rudolf Alexander Schröder Grüße von ihr zu bestellen:

Wer Dich nur aus Alfreds sich höchst interessant dünkenden aber gänzlich unsinnigen und widerlichen Karikatur Schilderungen kennt, – denn wie sollte er Dich gegen S. anders als gegen mich in bester Meinung versudelt haben – muss erst viel mehr von der wirklichen C. W. wissen, ehe man ihn so einfach von ihr grüsst. Und viel von Dir sprechen, so viel wie ich möchte, und sagen was ich möchte, kann ich nicht, noch nicht. ›Wessen das Herz voll ist, des schweigt der Mund‹, sagt der herrliche Pindar. Wenn ich Dich viel weniger lieb haben würde – lieb *haben*, nicht +++lieben+++ Notabene – [...] so werde ich Dich sehr treffend zu schildern wissen, und mein Mundwerk wird gehn wie geschmiert. Jetzt – ecco. Schroeder ist mein Bruder, das mir tiefstvertraute aller menschlichen Wesen, der jeden Zug in mir kennt; und er würde nach dem ersten zweiten Satze wissen –<sup>50</sup>

50 A: Borchardt, 90.8: an Winsloe, Mappe o.D. (Incipit: »Ich bin ein so schlechter Correspondent geworden«). Das Pindar-Zitat nach Nem. X, 53; Borchardt gebraucht es auch im Brief an Schröder vom 29. 6. 1913 (Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 409) und im Nachwort zur Buchausgabe der *Pindarischen Gedichte* (Rudolf Borchardt, Prosa II, hg. v. Marie Luise Borchardt, Stuttgart 1992, 2. Aufl., S. 167).

Erst nach Schröders Abreise wird sich Borchardt diesem eröffnen und dabei noch gegen das Phantom einer von Heymel geschilderten oder Heymel dem Wesen nach nahestehenden Winsloe ankämpfen: »Wenn sie [Heymels Angaben über Winsloe gegenüber Borchardt] richtig waren, ist es sehr begreiflich, dass Du Deiner Schwester verbotest, Christa Winsloe zu besuchen.«<sup>51</sup>

Auch wenn Borchardt den Kampf um die Umerziehung seiner Briefpartnerin letztlich verloren hat, muss es zwischen ihm und Winsloe doch so etwas wie einen anfänglichen gesellschaftskritischen Minimalkonsens gegeben haben. Gelegentlich zitiert er aus ihren Briefen von 1912 das Bekenntnis: »Mein ganzes Leben ist ein unaufhörlicher Schein, jedes Wort das mir aus dem Munde kommt, lügt« (Briefe, S. 538). Weitere Geständnisse scheint sie in jenem Brief aus Neapel gemacht zu haben, in dem sie Borchardt in ihrem Gefühlshaushalt etwa die Stelle zwischen Vater und Bruder zuwies (Briefe, S. 510). Dort hat sie offenbar von ihrer Sehnsucht zu einfachen Menschen gesprochen (Briefe, S. 515) und Andeutungen zu ihrem sexuellen Empfinden gegeben, die man im Lichte von Winsloes späterer Entwicklung und anderen Zeugnissen<sup>52</sup> als Hinweis auf eine lesbische Orientierung lesen möchte: »Du sprichst von dem confusen Gotte, der Dich nicht als Buben geschaffen hat [...].« – »Was ist dieser Unfug, dies Unglück, in das Du Dich mit einer solchen Desperation hineingeredet hast, Du wissest nicht was Liebe ist, Dir fehlt das Organ, Du seist keine Frau.« – »Und wenn es wahr ist, was ja wahr sein kann, dass niemals ein Mann in Dir die Saite des Blutes [...] klingen gemacht hat« (Briefe, 519 u. 522). Borchardts Antwort greift einzelne Mitteilungen Winsloes auf, um sie dieser gewissermaßen im Munde umzudrehen und als Ausdruck heterosexueller ›Normalität‹ und ›Unschuld‹ zu werten. Gleichzeitig scheut er sich nicht, in wüstester Form über »Malerinnen-Gesindel« und »femmes irrégulières« herzuziehen – die Adressatin muss sich schon zwischen Borchardt bzw. seinem erkonservativen Frauenbild und der Welt der »Perversion« entscheiden (Briefe, 512 u. 514).

Selten genug ist Borchardt der Monolog-Charakter seines Briefschreibens bewusst geworden: »jeder schreibt in den andern hinein und vergisst heut was er gestern geschrieben hat« (Briefe, S. 539). Dennoch muss er zumindest unterschwellig gespürt haben, wie weit die Empfängerin seiner Briefe von ihm entfernt war – nicht nur räumlich (während der Rom- und Neapel-Reise und nach

51 Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 556. Schröder erklärt dazu in seiner Antwort vom 7. 7. 1913 relativierend: »[...] wenn ich meine Schwester nicht gern hätte nach Florenz gehn lassen, so geschah das mehr aus dem allgemeinen Mißtrauen gegen alles, was sich in dem Heymelschen Cirkel umtrieb« (S. 560).

52 Doris Hermanns weist mich brieflich auf die Darstellung früher lesbischer Beziehungen im autobiographischen Roman *Life Begins* (1935) hin; zu den Lebensgemeinschaften mit Dorothy Thompson und Simone Gentet vgl. dies., Meerkatzen, S. 160 ff.

dem 22. Juni 1913 in München oder Baden-Baden), sondern ihrer ganzen Lebenssituation, Gefühls- und Interessenlage nach. Er reagiert auf die Signale dieser unüberbrückbaren Distanz aber nicht oder allenfalls beiläufig mit selbstkritischen Reflexionen, sondern mit einer forcierten Behauptung von Nähe oder ihrer rhetorischen Erzeugung im Akte des Schreibens. Hierfür liefern die im Anhang abgedruckten Briefe B und D eindrucksvolle Zeugnisse, die sich zugleich als Exempel für jene »Zauberkraft« der Phantasie – als Lebensersatz und -steigerung – lesen lassen, die der Schriftsteller Borchardt grundsätzlich dem poetischen Ausdruck zusprach. Der Brief von Ende Juni 1913 (Anhang B) beschreibt den Lesevorgang Borchardts als spiritualistischen Übergriff auf die Lebenssphäre seiner Korrespondentin. Wenn er erst dabei sei, sich in den Inhalt ihres Briefes hineinzudenken – ein mehrstufiger Prozess, zu dem auch das Stadium »traumhaft ohnmächtige[r] gebannte[r] Trunkenheit« gehört –, ziehe bereits »etwas« an der »Sphäre« der Partnerin. Der mystische Rapport steigert sich schnell: Die letzte Stufe einer ruhigen und verständnisvollen Lektüre erscheint in Borchardts Wiedergabe als Szene intimer Zärtlichkeit, bei der jede räumliche Distanz zwischen Schreiberin und Leser geschwunden ist: »Ich sitze bei Dir, fühle Deine Stirn [...]. Ich regele den Atem nach Deinem Atemzuge um Dich nicht zu stören.«

Der große Liebesbrief Anhang D überbietet diese halluzinierte Intimität noch durch ein imaginäres Gartenidyll: Blumen aller Art mit oft sprechendem Namen (wie »Brennende[] Liebe«) werden bei einem gemeinsamen Spaziergang durch die abendlichen Gartenbeete zu einem Strauß gewunden. Es ist kein »totgesagte[r] Park«, in den hier die Leserin geleitet wird wie in Georges Gedicht,<sup>53</sup> sondern ein Ausbund vitaler Energien – mit »Wellen von leidenschaftlichem Phlox«. Eine entscheidende Einschränkung liegt allerdings darin, dass die Akteure selbst nicht aus Fleisch und Blut sind, sondern ebenso der »Materialität« ermangeln wie die abendliche Kulisse, die in der Einleitung zum zweiten Briefteil so eindringlich vergegenwärtigt wird. »Das müssten wir als Lebendige haben, was wir da als Geister hatten«, heißt es ausdrücklich, noch bevor die narrative Einlage mit der Rückverwandlung des Ichs aus dem Gespenst in den realen Briefschreiber endet. Es ist der Hall seiner Schritte auf den Steinplatten vor dem Haus, der das Ende der Geisterstunde auch für das sich sofort verabschiedende Partner-Gespenst markiert.

»Es ist ja ein Verkehr mit Gespenstern und zwar nicht nur mit dem Gespenst des Adressaten, sondern auch mit dem eigenen Gespenst, das sich einem unter der Hand in dem Brief, den man schreibt, entwickelt [...]:« so beschreibt Kafka – überzeugt, dass »[a]lles Unglück seines Lebens [...] von der Möglichkeit des Briefe-

53 Stefan George, *Das Jahr der Seele*, Berlin [1928] (Gesamt-Ausgabe 4), S. 12.



schreibens« kommt – die Gefahren einer zunehmend epistolarischen Existenz.<sup>54</sup> Der Briefschreiber Borchardt, dem die Gegenbriefe ausgehen, setzt dagegen ganz offensiv auf das Potenzial von Magie und Okkultismus. Es ist derselbe Brief, in dem er um eine auffrischende Ergänzung seiner »Amulette« bittet und dabei auch die Nähe zum sexuellen Fetischismus nicht scheut: »Ein Nichts thuts, ein Bändchen aus Deiner Wäsche [...]«. Selbst der Begriff »Fetisch« ist seinen Briefen an Winsloe nicht fremd (Briefe, S. 491), die sich offen zur Orientierung am katholischen Reliquienkult bekennen – so im Umgang mit der Kapsel, in der er eine Haarlocke der Freundin aufbewahrt: »Ich habe Ihren Brief wieder gelesen – zum fünfhundertsten Male, und nach der Kapsel auf meiner Brust gefühlt. Fast liebe ich Sie recht katholisch, mit Vigilien und Horenlesen und Reliquiendienst, Beichte und Gewissenserforschung« (Briefe, S. 504). Dinge werden zu Zauberzeichen, Zeichen erhalten dingliches Gewicht.

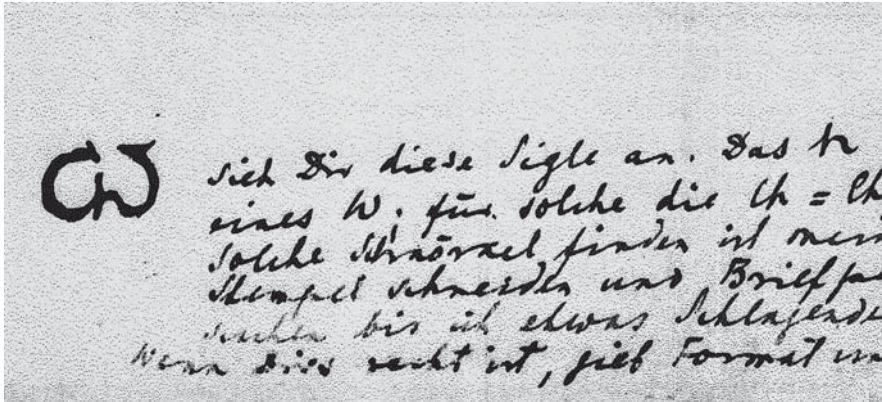
So empfindet Borchardt abergläubische Freude über jenen Verschreiber »Wirbeide« in einem Brief Winsloes, den sowohl der neu zu datierende Brief Nr. 224 als auch der nächste, vielleicht erst auf den 10. Juli anzusetzende Brief Nr. 265 emphatisch aufgreifen: »Ohja, »wirbeide« – ist Dirs nun auch so? Dass wir so zusammengehören und langsam verwachsen?« (Briefe, S. 550)<sup>55</sup> Wochen später, als Winsloes Briefe ausbleiben, beschäftigt sich Borchardt mit Brief-Signets; so entwirft er im Postskript des eben schon behandelten Briefs (Anhang D) ein Monogramm für Winsloe. Hinter dem Angebot, der Freundin neues Briefpapier drucken zu lassen (damit sie ihm endlich wieder schreibt!), verbirgt sich der Wille zu einer gestalterischen Beschwörung ihres Wesens auf dem Papier. Es ist eine Art Omega, zu dem der Autor die Initialen seiner Briefpartnerin verformt. »Alpha es et O« – die religiöse Dimension ist diesem einseitigen Liebesbriefwechsel ebenso eigen wie die Tendenz zur Literatur.

### Melusine auf dem Abetone

Schon kurz nach der Wiederbegegnung mit Winsloe im Mai 1913 steht für Borchardt fest, dass einiges davon »mir zum Vers wird« (Briefe, S. 491). Das Diskretionsversprechen, das er seiner Freundin im selben Atemzug gibt, ist insofern verräterisch, als es eine Parallele zu Margarete Ruer, der Muse seiner Nassauer

54 Franz Kafka, Briefe an Milena. Erw. u. neu geordnete Ausgabe, hg. v. Jürgen Born u. Michael Müller, Frankfurt am Main 1986, S. 301 f.

55 Vgl. Briefe, S. 402 u. 404.



Borchardts Winsloe-Monogramm. Postskript zu Brief D von Mitte Juli 1913 (Ausschnitt)

Jugendlyrik, herstellt und diese gleichzeitig für tot ausgibt.<sup>56</sup> Es ist im gelindesten Fall eine imaginäre Mortifikation, die der Frau bevorsteht, die sich auf diesen wahrhaft literarischen Liebhaber einlässt.

Aber auch ihm selbst drohen Unglück und Untergang. Der früheste dichterische Reflex ihrer Beziehung, auf den sich Borchardts Briefe an Winsloe berufen,<sup>57</sup> ist »Melusins Lied«. Die erste Strophe des 1924 mit dem Zusatz »Aus Petra« gedruckten Rollengedichts lautet:

O Guy von Lusignan,  
 Ich seh dirs an, unglücklich willst du werden!  
 Was willst du, Mann!  
 Du willst von mir, was ich nicht geben kann!<sup>58</sup>

Denn natürlich hat Melusine keine Seele.<sup>59</sup> Es zeichnet übrigens das emanzipierte Bewusstsein Winsloes aus, dass sie sich mit dieser Wasserfrauen-Phantasie des neunzehnten Jahrhunderts und den ihr eingeschriebenen Tendenzen zur Dämo-

56 »Zwölf Jahre nach Entstehung, zehn nach dem Tode der Empfängerin hat kein Menschenauge und Ohr die meisten der Jugendgedichte gesehen oder vernommen« (Briefe, S. 491). Noch 1916 wird Borchardt den Tod der Adressatin seiner Jugendgedichte statuieren, während er gleichzeitig Erkundigungen über Margarete Ruers gegenwärtigen Aufenthalt einzieht: Rudolf Borchardt, Vivian, S. 54.

57 Vgl. das Schreiben vom [20. 5. 1913] (mit Bezug auf den Zeitraum Juni 1912) in: Briefe, S. 474.

58 Rudolf Borchardt, Gedichte, S. 154.

59 Vgl. den letzten Vers: »Stirb nicht daran; ich habe keine Seele« (Rudolf Borchardt, ebd., S. 156).

nisierung einer defizitären Weiblichkeit nicht zufrieden gab und die diskriminierenden Prämissen des ersten Literarisierungsversuchs offensichtlich ablehnte. Das ergibt sich mit hinreichender Deutlichkeit aus der verstimmten Reaktion des in seiner Deutungshoheit bedrohten Dichters:

Die arme Melusine hat es kalt und braucht ein heisses heisses Menschenherz um sich die Hände dran zu wärmen, wenn sie nicht Fieber hat! Ist es so? den Teufel ist es so. Die arme Melusine ist längst keine arme Melusine mehr, prätendiert auf eine Seele wie alle sie haben und möchte mich durch gewisse scheinheilige Fragen an ihren frommen Beichtiger umgekehrt in eine Art Melusinerich verwandeln, von dem es fraglich ist ob er, als eiskalter Dichter, ein Herz hat wie sie. Wunderliche Komödie der ausgetauschten Rollen! Aber, da ich dabei gewinne, sollte ich es mir gefallen lassen. Wohin kann das noch führen? Zu einer exuberanten Christa, die einem armen Mischwesem, oben Scimmiotto mit einem Lorbeerkranz auf, unten in einen Fischeschwanz endigend, Lebeneinhauchend und flehend am Hals hängt. Grässliche Vision. (Briefe, S. 548 f.)

Borchardt kann die Melusine-Bildlichkeit damals umso eher der Lächerlichkeit anheimgeben, als er um die Monatswende Juni/Juli 1913 ein neues Paradigma für die Hoffnungslosigkeit seiner Liebesbemühungen gewonnen hatte: nämlich den Duelltod Ferdinand Lassalles im vergeblichen Ringen um die Hand der bald als Femme fatale berüchtigten Helene von Dönniges. Borchardt scheut sich nicht, Winsloe den autobiographischen Kern seiner – durch Meredith inspirierten<sup>60</sup> – Pläne für ein Lassalle-Drama, das angeblich noch im Winter die Bühnen erobern sollte, in aller Deutlichkeit zu benennen:

Ich hatte den Stoff ursprünglich viel historischer, im Zeitsinne exacter und getreuer nehmen wollen, heut hat er sich mir verändert und ist ein rein persönliches Bekenntnis, in dem bestimmte Züge unseres Verhältnisses tragisch isoliert werden; ich nenne das was an mir untergangsreif ist Lassalle, das was Du mit Zwillingsschwestern gleichen Schicksales teilst und was ich dennoch in Dir liebe, Helene. (Briefe, S. 543)<sup>61</sup>

60 Zu Borchardts Interesse für Merediths Roman *The Tragic Comedians* vgl. Briefe, S. 162 u. 544.

61 Vgl. das zeitnahe Bekenntnis zur Untergangssehnsucht im umzudatierenden Brief Nr. 224: »Aber langsam langsam kommt in mir eine Sehnsucht nach Auslöschung und Untergang herauf. [...] Es ist ein grausig schönes Gefühl, wenn unser ganzes schweres Schiff, unter Sturmsegeln stehend, mit einem einzigen dünnen Tau an den Strand des Lebens geknüpft ist. Schön, aber zu Zeiten graust uns« (Briefe, S. 401).

Das Drama über den Sozialistenführer blieb allerdings ebenso ungeschrieben oder unvollendet wie zahlreiche Gedichteinfälle, von denen Borchardt in seinen Briefen an Winsloe berichtet. Nicht erwähnt darin wird, weil wohl erst im Nachhinein entstanden, der lyrische Zyklus »Der Mann und die Liebe«, der allgemein als Verarbeitung der Begegnung mit Winsloe gilt.<sup>62</sup> Betrachtet man die brutale Reduktion des mann-weiblichen Verhältnisses auf den nackten Geschlechterkampf in Gedichten wie »Die Bremse« oder »Versagung« sowie die Anleihen beim Modell der *Femme fatale* in »Nigella hispanica atropopurpurea«,<sup>63</sup> so wird man eine solche Verarbeitung allerdings nur im Sinne einer extremen Distanzierung, Verschiebung oder komplementären Ergänzung akzeptieren. Gerade das, was Borchardt in seinen Briefen an Winsloe nicht zur Geltung kommen lässt (die triebhaft-sexuelle Dimension der Liebe), bildet den Fokus der genannten Gedichte.

Zwei Gedichte des Zyklus treten aus dieser reduktionistischen Abstraktion jedoch schon dadurch heraus, dass ihre Titel topographische Referenzpunkte gemeinsamer Unternehmungen der Briefpartner benennen: »Nacht vor Settignano« und »Abetone«. Im Lichte der Korrespondenz lässt sich feststellen, dass Borchardt mit beiden Gedichten den entscheidenden Etappen seiner Begegnung mit Winsloe im Sommer 1913 ein Denkmal gesetzt hat. Das erstere Gedicht verarbeitet offenbar Reminiszenzen an den gemeinsamen Autoausflug, der Borchardt und Winsloe (als Fahrerin!) am 18. Mai nach Dicomano und anderen Orten der als »Mugello« bekannten Landschaft nordöstlich von Florenz geführt hat.<sup>64</sup> Die Abschiedsszene »vor Settignano«<sup>65</sup> im Mondschein, mit der das Gedicht einsetzt und die es in den Schlussversen verkürzt aufnimmt, entspricht einem Erlebnis, das in den Briefen an Winsloe wiederholt beschworen und geradezu als Gründungsurkunde des erneuerten (einseitigen) Liebesbundes in Anspruch genommen wird: »Ein Mal haben wir uns verstanden, einmal so tief verstanden dass wir uns nicht mehr im Leben missverstehen können, und die umschlungen Mund an Mund Bebeden auf jener Strasse im Vollmondlicht sind gegen alles Gemeine Menschliche für immer wie gefeit« (Briefe, S. 483).<sup>66</sup> Es ist dieselbe Nacht, von der Borchardt – unter Berufung auf einen »gleich nach Dicomano« verfassten

62 So der zusammenfassende Kommentar in: Rudolf Borchardt, *Gedichte*, S. 594.

63 Vgl. Hildegard Hummel, *Rudolf Borchardt. Interpretationen zu seiner Lyrik*, Frankfurt am Main, Bern 1983, S. 222–224 u. 243–246.

64 Als Ortsnamen werden innerhalb des Gedichts (zusätzlich zum Titel) »das Mugell« und »San Lorènz« genannt: Rudolf Borchardt, *Gedichte*, S. 198 f.

65 Das bekanntere Settignano tritt hier an die Stelle des benachbarten Maiano, in dem Winsloe seit 1912 wohnte. In Settignano befand sich auch das Postamt, von dem aus Winsloe am 24. 4. 1913 an Heymel in Mailand telegraphierte (A: Heymel, 62.1924/8).

66 Vgl. Briefe, S. 486 (»durch das Mondlicht in die flimmernde Stadt hinuntergesprungen«), 501 (»den geliebten Mund suchte und fand«) u. 524 (»auf jener Mondlichtstrasse«).

Brief Winsloes – behauptet, die Freundin habe schlaflos gelegen »vor übergrosser Seligkeit« (Anhang B).

Verglichen mit diesem romantisierenden Idealismus, äussert sich das Gedicht wesentlich skeptischer. Die Ansprache des Mannes an die Geliebte in der Situation des Abschieds (»Nur noch bis hier, und dann Gutnacht« – »Ja, wirf in meine Arme dich«) erweitert sich auf den folgenden zwei, drei Seiten zu einer Rekapitulation des gemeinsamen Tages, deren Objektivität allerdings nicht verbürgt wird:

Nicht also? ging es anders zu?  
 Wenns anders zugging, sag mirs du.  
 Oh!  
 Oder wärs, wenn dies nicht ward,  
 Gekommen so zur Niederfahrt  
 Und diesem Weg und dieser Stunde  
 Und so gelübdeschwerem Munde,  
 Wie hier? Und hier?<sup>67</sup>

Der vorangehende Bericht strukturiert sich durch die Spannung zwischen der Außenperspektive einer naiv-neugierigen Landbevölkerung, die das Automobil bestaunt und die Insassen ganz fraglos für ein Liebespaar hält, und dem Selbstgefühl der Ausflügler, das zwischen einer vitalistischen Aneignung der Natur bei der morgendlichen Autofahrt – 1913 gewiss kein alltägliches Motiv in der Lyrik!<sup>68</sup> – und einer eigentümlichen Lähmung und Entfremdung bei der nachmittäglichen Wanderung schwankt. In einer langen Periode gibt der Sprecher der Vermutung Ausdruck, dass sich durch seine Hilfestellung bei der Überquerung eines Baches zwischen den beiden eine neue Form der unausgesprochenen Gemeinschaft hergestellt habe. Das bleibt zwar nicht unbezweifelt, wie der oben zitierte Einschub zeigt, dient aber als Grundlage für die zweite Hälfte des Gedichts, die zunächst die Bedeutung der Liebe gegenüber ökonomischen und anderen gesellschaftlichen (anscheinend von der Geliebten bis jetzt bevorzugten) Werten herausstellt, um der Partnerin schliesslich einen Schwur abzurufen: »Mich oder andres!« soll sie sich zu lieben verpflichten – wenn nicht den Sprecher, dann die ganze Welt. Ob die Frau das Programm einer solchen Erziehung zum Gefühl akzeptiert, das

67 Rudolf Borchardt, Gedichte, S. 201. Die Anordnung des »Oder« (ohne Absatz davor, als Anfang einer fortgesetzten Verszeile) abweichend nach der Handschrift A: Borchardt, 71.6084/4.

68 Reminiszenzen an die Autofahrt finden sich auch in dem als Anhang A gedruckten Brief: das Verzehren der Straße und der auf die Landschaft fixierte Blick des Beifahrers, der von der Partnerin nur den Hutrand wahrnimmt.

ein wenig an die Melusine-Problematik und an die kulturkritischen Exkurse des Briefwechsels erinnert, bleibt offen. Immerhin scheint es zu einer wortlosen Umarmung zu kommen: »Sagst du mirs stumm, ich nehm es stumm. / Und wiederum. Und wiederum.«<sup>69</sup>

Geradezu euphorisch fallen Borchardts Bezugnahmen auf den Abetone-Ausflug (20.–22. Juni 1913) in den ersten Briefen nach der Rückkehr aus: »Auf dem Abetone hatte ich die reinsten und rührendsten Tage meines Lebens, ich kann nichts darüber sagen.«<sup>70</sup> Gegenüber Winsloe betont er die Erweiterung seiner »Reliquien«-Sammlung:

Weisst Du, Christa, liebs, dass ich unter »Deiner« Decke schlafe? Dass der Stock, mit dem Du so gravitatisch bergauf marschiertest, und dazu mit Brustton sagtest, »am Stock eines deutschen Dichters!« immer unbenutzt neben mir steht? Dass Dein Phenacetinglas als Talisman bei Deinen Briefen in meinem Schreibtische liegt, bei andern Reliquien von da droben – dem Kleeblatt von der Bank vor der ich an Deinen Knien sass, einem Hungerblümchen von ganz hoch droben wo ich den Hut über Deinen Kopf hielt gegen die Sonne, und andern mehr, geheim für mich da und dort entnommenen, die etwas in mir aufrühren wie der Klang des Wortes »Bittersüss«? (Briefe, S. 403 f.)

Der Anklang von lateinisch »amarus« (bitter) an »amare« ist ja seit alters als Beweis für das Wesen der Liebe und die Weisheit der Sprache bewertet worden. Der Stifter des Abetone-Mythos begnügt sich jedoch demonstrativ mit der ihm von Winsloe zugewiesenen väterlich-brüderlichen Position oder Rolle. Sie entfaltet sich vor allem in der Situation des Gutenachtsgens; so heißt es in einem zu später Nacht entstandenen Passus:

Ich komme nur noch Gute Nacht sagen, aber es ist freilich nicht wie im salotino, wo es durch die Thüre rief: »Du! – Du kannst jetzt kommen,« und da lag mein schönes grosses müdes Mädchen unter meiner Decke und hatte hundert Aufträge für mich, und ich dachte »wären es zweihunderttausend!« und sagte nach jedem »desidera altro?« (Briefe, S. 536 f.)

Kein anderer Auftrag ist dem Briefschreiber jedoch aus Gründen der Semiotik so wichtig wie der des Zudeckens: »[...] und das war auf dem Abetone so schön: Dich wärmer zudecken dürfen, Dir die armen kalten Füße reiben – hundert miserabel süsse Kleinigkeiten, die mir doch nur durch ihren symbolischen Sinn das Herz

69 Rudolf Borchardt, Gedichte, S. 203 f.

70 Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 555.

um und um kehren« (Briefe, S. 542). Übereinstimmend damit sagt Borchardt in jenen Tagen auch, dass er sich die Freundin »gern als Verhüllte« denke, unter deren Schleiern immer ein neuer zum Vorschein komme (Briefe, S. 536).

Und doch hat er offenbar auf demselben Abetone-Ausflug auch einen vergeblichen, aber umso schmerzhafteren Versuch zur Entschleierung bzw. Aufdeckung von Winsloes Lebensgeheimnis unternommen und sie direkt mit den von Heymel kolportierten Gerüchten konfrontiert. An Schröder vermeldet er:

Heut weiss ich unwiderleglich, aus dem wortlosen und zerschmetterten Entsetzen der Betroffenen über das ihr damit angethane, dass es einfach Lügen sind, Novellen zur Anschaulichmachung eines zwar lebhaften aber falschen Eindrucks erfunden, thatsächlich Attentate auf eine Dame, wie sie ehrloser nicht zu denken sind.<sup>71</sup>

Eine Zeitlang muss das Gespräch zwischen den beiden Bergwanderern – dem Dichter und seinem selbsternannten weiblichen »Jünger« (Briefe, S. 537) – auf des Messers Schneide gestanden haben. Spätere Briefe sprechen von »grimmen Minuten« (Briefe, S. 567) oder »eine[r] Stunde in meinem, in unserm Leben, deren noch in der Erinnerung ganz unerträglichen Schmerz Worte, Gründe, Regungen Vorsätze, Hoffnungen narkotisieren können, aber nicht ganz heilen.«<sup>72</sup> – »Das Gespräch des letzten Abends hatte Dich so zerrissen und verzerrt, dass in seinem Lichte unsere beiden schönen Tage ein unheimliches Gesicht bekamen«, heißt es in einem fragmentarischen Brief, der mit den Worten beginnt: »Ja, wir haben einander wehe gethan, mein Geliebtes.«<sup>73</sup>

Eine letzte und für seine lyrische Ausgestaltung entscheidende, freilich auch bitterste Nuance erhält der Abetone-Mythos in einem relativ späten, schon nach einer Schreibpause verfassten Brief. Betroffen durch den »Vertrauenston« eines eben erhaltenen Briefs Winsloes, stellt Borchardt sich und seiner damaligen Begleiterin darin in »verzweifelte[m] Selbstvorwurf[]« die Frage:

Aber wäre es wirklich, wäre es denn wirklich eine Täuschung gewesen in der ich so bittere Einsamkeitstage verbracht habe, und hätte uns das eine oder andere Zufallswort droben in den Wäldern einander doch näher gebracht?

71 Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, ebd., S. 556.

72 An Winsloe, [2. Hälfte Juli 1913]: A: Borchardt, 90.8, Mappe o. D. (Incipit: »Willst Du wissen wie mein Bauer sich beklagt?«).

73 Ebd.



Ich hatte es Anfangs so geglaubt, so sehr fast gewusst; Dann –. Aber nichts mehr davon. (Briefe, S. 567)

Wahrscheinlich hat sich Borchardt selten so geirrt wie mit dieser rhetorischen Frage. Die Annahme eines tragischen Versäumnisses wird jedoch zur Grundlage seines Gedichts »Abetone«. In zwölf Strophen von außerordentlich ungewöhnlichem Versbau (auf drei achthebige Daktylen folgt ein siebenhebiger Daktylus) wird dort die Berglandschaft um den alten Passübergang zur Lombardei den Göttern und besonders den für die Natur zuständigen Halbgöttern als »Wehtum« empfohlen. Mit der Sakralisierung der entscheidenden Stationen des Bergausflugs sollen die fehlbaren Handlungen gesühnt werden, deren sich ein bestimmtes Menschenpaar schuldig gemacht hat, das bereits am Ende der ersten Strophe anklingt (»wenn ihr zulieb nicht, immer noch mir zulieb«). Trivia oder Hekate, hier als Mondgöttin aufgefasst, soll noch vor Wiederkehr des »Junius« (!) ins Haus leuchten, »ob ein hingerißner Mund vielleicht an vergöttertem Munde, / Was an Munde dort Mund verwirkt hat, wieder zu Lauterem macht.« Sind es falsche oder versäumte Küsse oder verlogene Worte, um deren Katharsis der Sprecher fleht? Der Schluss der neunten Strophe deutet eine Unterlassungssünde des männlichen Ich, die Unterdrückung eines Liebesbekenntnisses an: »Wo mir umsonst um ein Wort vom ernzen Munde die Biegsame rang.« In den beiden letzten Strophen nimmt die Erinnerung an den Abetone-Ausflug die konkreteste Gestalt und das bis dahin so entschieden auf klassizistische Überformung bedachte Gedicht den persönlichsten Ton an:

Nymphe, wie du jetzt sah die Entzückte, traurend Neckende – mir in die Seele  
Greifend der Blick, als heischt er den Dienst, und tief zu den Blumen den  
Arm –

Rührende List zur bitteren Unzeit; trüb erst ward dem trüben Befehle  
Kaltes Gehör; ich klomm in die Tiefen, brachte den Glanz und den Harm,

Und einen Abschied, ihr auf Knien das Haupt in Schoß. Euch weih ich die  
Böschung,

Wo uns die scharf ausklärenden Tränen, ersten und letzten, geschahn,  
Fieber und Fackel zugleich verlosch; drum wir wohl auch nach solcher

Verlöschung

Götter verzeiht, was Leides uns taten! aber uns nicht mehr sahn.<sup>74</sup>

74 Rudolf Borchardt, Gedichte, S. 232–236. Im ersten Entwurf hieß es: »Drum wir wohl nach dieser Erlöschung / Weiss der Himmel welch Leid uns thaten aber uns nie mehr sahen« (A: Borchardt, 90.8: Gedichte: Der Mann und die Liebe).



## Epilog

Noch im August 1913 scheint Winsloe Borchardt vom künftigen Lebens-»Bund« mit Lajos Hatvany unterrichtet zu haben. Jedenfalls liegt ein solcher Brief, in dem das Wort »Bund« Verwendung fand und weitere Bekenntnisse sich anschlossen, dem undatierten Schreiben (Nr. 233) zugrunde, mit dem Borchardt Christa um wechselseitige Vernichtung der Briefe des zweiten Durchgangs ihrer Beziehung (oder ersatzweise um ihren Austausch) bittet. In der Briefausgabe ist der Brief unter dem November 1912 eingeordnet, weil man darin offenbar eine Variation der Aufforderung zum ersten Brieffaustausch vom 17. November 1912 erblickte. Man hat dabei übersehen, dass sich der Brief in Tonfall und Anrede (»Du« statt »Sie«) radikal vom anderen Schreiben abhebt, aber auch bestimmte Positionen einer späteren Entwicklung voraussetzt – so die Kenntnis vom geschlossenen oder geplanten »Bund« und eine neue Perspektive auf die Sexualität, wie sie im Dramenprojekt *Petra und das Tier* demnächst Gestalt annimmt: »Ich habe in mir zwar keine Grausamkeit – dieser Spezies des männlichen Tieres bin ich lang in mir Herr geworden« (Briefe, S. 434). Andererseits liegt bei der Abfassung von Nr. 233 die München-Reise noch vor Borchardt, nach deren Ende er Winsloe am 23. August 1913 über die Verpflichtung eines Rücktausch-Beauftragten informiert.<sup>75</sup>

Inhaltlich überrascht das Vorauswissen des baldigen Endes, das Borchardt für sich reklamiert – »an dem geheimen Bewusstseinspunkte, dem seherischen, an dem die Welt unser Herz untäuschbar findet« – und für das er sich auf die Untergangs-Visionen seiner Briefe von Anfang Juli 1913<sup>76</sup> beruft:

Du weisst, dass meine letzten Briefe, die Du noch wirklich gelesen hast, ganz erfüllt waren von diesem gespannten gebannten Schreckensblick auf den drohenden Untergang. Illusionen habe ich nicht mehr gehabt, über die Dinge nicht und nicht über die Menschenmöglichkeit, Dein Schicksal zu packen und herumzudrehen. Gut oder böse, es muss sich erfüllen. Aber ich gehörte Dir wie mit Fahneiden und habe wie jeder anständige Soldat nur meine Pflicht gethan wenn ich auf dem verlorenen Posten aushielt bis ich abgelöst wurde. Ich bin es nun und gehe. (Briefe, S. 435)

In der Endphase der Weimarer Republik wird Borchardt – parallel zu Ernst Jünger – den Begriff des »verlorenen Postens« zu einem Leitideal seiner kon-

<sup>75</sup> S. o. mit Anm. 43.

<sup>76</sup> S. o. mit Anm. 61.

servativen Kulturkritik entwickeln.<sup>77</sup> Sollte Borchardt schon in der Vorkriegszeit ein entsprechendes Bewusstsein entwickelt und jedenfalls die Wiederaufnahme seiner Affäre mit Winsloe in halbem Wissen um ihre Verstrickung in ein ihm zutiefst suspektes Lebensmilieu betrieben haben? Die kulturkritischen Töne aus der Frühphase dieser zweiten Korrespondenz und sein Bekenntnis zum Ideal der »Verwandlung« könnten ein Argument dafür bilden.

»[I]ch muss lieben, mich aufgeben, und das Geliebte verwandeln« – so beschreibt Borchardt sein Lebensprinzip in einem Brief vom 13. Juni 1914, mit dem er nach mehr als einjähriger Unterbrechung den Austausch mit Heymel wiederaufnimmt. Nach gescheiterter Verwandlung wird darin die Freundin als »unsauber[e] Pfütze« denunziert und für die Entfremdung vom Freund verantwortlich gemacht – offenbar sah sich Borchardt genötigt, sich radikal zwischen dem Glauben an den einen oder die andere zu entscheiden. Indem er die ungenannte Geliebte hemmungslos herabsetzt – auch mit den knappen Andeutungen über die zufällige wortlose Begegnung in München im Winter 1913/14<sup>78</sup> –, bietet er der Männerfreundschaft eine neue Grundlage: in der Figur des Narren, als der er sich mit dieser Affäre nachdrücklich selber bewiesen habe. Denn dass der Projektemacher Heymel Züge eines Narren trug, galt als ausgemacht und konnte sogar in einem Freundesbrief angesprochen werden. So finden sich die in verschiedener Weise gescheiterten Schicksalsgenossen als gemeinsame Nachfolger Don Quijotes wieder, der ja auch schon einen verlorenen Posten verteidigte. Er wolle sein Verhalten nicht besser machen, als es sei, schreibt Borchardt, um in direkter Hinwendung an Heymel fortzufahren: »Mach Du es wenn Du kannst nicht schlechter als es ist und denke daran, ob Du Ritter und Don Quixote einer verlorenen Sache gewesen bist, und je verstockter und blinder, je mehr Dir eine Geisterstimme sagte, dass Du Dich selber blendetest um nicht zu sehen, was ein Kind mit Händen greifen konnte.«<sup>79</sup>

Heymel selbst als der andere Don Quijote hat das alles weit weniger tragisch genommen. Er reicht Borchardt umgehend die Hand zur Versöhnung und bedauert nur, »irgendwie doch indiskret oder nicht zartfühlend geredet zu haben.«<sup>80</sup> An seine »[I]iebe kleine Christa« hatte er schon ein decouvrierend-patriarchalisches

77 Vgl. den gleichnamigen »Rechenschaftsbericht« von 1932 (?) in: Rudolf Borchardt, Prosa VI, hg. v. Ulrich Ott u. Gerhard Schuster, Stuttgart 1990, S. 203–210; Johannes Saltzwedel, Einblick ins All durch Liebe die es schuf. Rudolf Borchardt, Preuße auf verlorenem Posten, in: Rudolf Borchardt, hg. v. Heinz Ludwig Arnold u. Gerhard Schuster, München 2007, S. 11–24.

78 »Plötzlich prallte da ein leichenfahles Gesicht vor mir zurück – sie ist fett breit und gelb geworden und nicht mehr zu erkennen – und eine Gestalt floh vor mir her [...] Tags drauf war sie fort« (Briefe 1914–1923, S. 15).

79 Rudolf Borchardt, ebd., S. 14 f.

80 Heymel an Borchardt, 17. 6. 1914 (A: Borchardt).

Schlusswort gerichtet, als es um die erste Brieffrückgabe zwischen den beiden Kontrahenten ging:

Ja, mein liebes Mädel, ich glaube in der Affäre hast Du Dich nicht sehr richtig benommen. Um Himmels willen, denke nicht, ich wolle Dir Vorwürfe machen, aber wenn Du wie ich in Lucca mit angesehen hättest, was Du angerichtet hast, dann würdest Du Dich auch erschrocken haben. [...] Ich glaube [...], dass Du zweifelsohne Hoffnungen erweckt hast, die Du nachher nicht realisieren wolltest. Ich meine das ganz in seelischem und ideel[!]em Sinne, missverstehe mich ums Himmels willen nicht. Du hast da Wechsel unterschrieben, die Du nicht einlösen konntest oder wolltest. Dieser Mann, der seit sieben Jahren zum ersten Mal sich wieder wirklich für eine Frau, d. h. für Dich interessierte, war durch Deinen plötzlichen Umschlag des Tones, den Du gegen ihn anschlugst, einfach ins Herz getroffen. [...] einem Mann wie Borchardt schreiben: ich habe soviel von Ihrem Reichtum gehört und wollte auch mal etwas davon profitieren! das ist schon ein bischen Quant.

Nicht, Du nimmst es mir nicht übel, dass ich so offen mit Dir spreche? Du bist wirklich ein wunderliches Geschöpf und ich kann es mir schon denken, dass es den einen oder anderen Deiner Freunde reizen könnte, Dich einmal durchzuprügeln, weil Du gar so unnachdenklich in allen Dingen bist.<sup>81</sup>

#### Vier ungedruckte Briefe Rudolf Borchardts an Christa Winsloe<sup>82</sup>

A. [19. Mai 1913]

Ich schreibe eben hier in Lucca wieder angekommen in einem kleinen Caffè etwa der Art wie das Grand Hôtel<sup>83</sup> Filugiani in Dicomano, während ich dem Vorübergehn der Stunden bis zu meinem Zuge um halb zwei still zusehe. Jetzt ist es zehn, um 8 bin ich von Florenz fortgefahren. Um sieben sollte man mich wecken aber mit dem ersten Morgendämmern wurde mir das Herz von etwas was ich im Halbschlaf nicht aufklären konnte wach, und ich blieb für Sekunden mit angestrengtem Träumen nach dem Grunde meines innern SüßigkeitsGefühles liegen. Dann hatte ich es und musste lachen, wurde für eine Minute schwer und ernst und

81 Heymel an Winsloe, 2. 12. 1912 (A: Heymel, 62.1249/5). Winsloe hat den Brief oder Teile daraus im Mai 1913 Borchardt mitgeteilt; s. u. Anhang A mit Anm. 84.

82 Nach den Handschriften im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar, A: Borchardt, 90.8: an Winsloe, Mappe 1912–1913 [B] u. Mappe o. D. [A, C, D]; mit freundlicher Genehmigung Cornelius Borchardts, Ebersberg, und des DLA.

83 Zweifellos ironisch, Name nicht ermittelt.

musste wieder lachen. Da stand ich gleich auf, reinigte selber meine Kleider – mit einem heimlichen Bedauern über den wegfliegenden Staub jener Strassen – und stand kurz drauf gestiefelt und gespornt zwischen den verblüfften verschlafenen Hotelgesichtern.

Und so ist dieser Tag, den in dem faulen Lucca ein par hochgehende Rolläden jetzt erst beginnen wollen, hier schon lang und gedankenvoll; der Tag, die Tage; bin ich wirklich und wahrhaftig vorgestern früh von meinem Hause weggegangen, habe meiner Frau zum Abschied das Haar gestreichelt, bin die zweihundert Meter Berghang durch Felder Ginster Piniengehölz zur Strasse hinabgesprungen, dann in einer Landdiligenza zwischen stinkende Bauern und Weiber mit einem fetten Kinde, dann durch die Stadt, in die Bahn,<sup>84</sup> in einen Wagen bis in den Globo von Castelnuovo und dann in den Schnecken Baroccino, und immer so weiter den Leib aus einem Gefährt ins andere geworfen um die Entfernungen zwischen uns zu verschlingen? Wie klingt es im gemeinen Leben wenn man sagt ›vorgestern? Mit überfüllten Sekunden mit überlaufenden Stunden des Voraussehens, Erlebens und Nachlebens dehnen sich die zweieinhalb Tage hinter mir wie durchreiste Gebirge, wie die gestrigen; unsere Räder verzehrten nur die Strasse davon, die nicht viel ist; unsere Augen und unsere Seele hatten die Gipfel die Schluchten die Steige; alle Anblicke davon und Niederblicke die Winkel, die Ferne. Eine Welt, ein Leben.

Und von diesem Leben werde ich nun zu leben haben. Wie ein dumpfer unentschiedener Block liegt es in mir, der sich erst langsam vereinzeln und harmonisieren kann. Angestrengt wiederhole ich mir Ihr Gesicht, aber es liegt im Nebel. Mit Augen blinkt es, mit Lippen lächelt es hindurch. Das Profil Ihres Hutrandes rechts neben mir ist mir deutlicher als Ihr Wangenumriss. Ich habe ihn ja auch nur verstohlen ansehen dürfen. Ich musste ja geradeaus sitzen, die Hände falten, mich um die Landschaft kümmern. Aber manchmal sah ich seitwärts; manchmal – Hände, liebste Hände und geliebte Lippen.

Das Festerwerden der Hände um die Hände herum; der zärtliche Krampf, wenn ein wieder alltägliches Wort fiel, – an nichts denke ich lieber. Das plötzliche Stillehalten im Schweigen des lichtgrünen Baumganges; die Momente des fast schmerzhaft seligen Stillstehens des Herzschlages, ganz im Anfange der Fahrt

84 Bis hierher schildert Borchardt seinen Aufbruch aus der Villa Mansi in Monsagrati, vermutlich am 17. Mai 1913, nach Florenz zum Treffen mit Winsloe und zur gemeinsamen Autofahrt nach Dicomano. Die folgenden Angaben beziehen sich dagegen auf die ihm jetzt am Tage der Rückkehr bevorstehende Weiterreise nach Galliciano per Sassi oberhalb von Castelnuovo, wo das Ehepaar Borchardt das letzte Drittel des Monats Mai und die ersten Juniwochen verbrachte. Zur getrennten Anreise vgl. den umzudatierenden Brief Nr. 260 (Briefe, S. 530).

durchs Land, in denen doch schon die tiefste wunschlose Einigkeit war, ehe wir wussten was uns erlaubt war einander von ganzem Herzen zu geben.

Lassen wirs. Ich bin nun Dein, Du hast mich angenommen – angenommen was ich geben kann, und willst nichts weiter, giebst was das Herz Dich heisst und weisst dass ich Dir nie mit einem Hauch der Ungeduld und des Übermutes Dein heiliges Herz vergewaltigen werde. Den Augenblick da Du Dich in meiner Näh anders als beschützt und verteidigt, eingehegt und genährt fühlst, den Augenblick heiss mich meiner Wege gehen. Ich liebe Dich, und mir hat Liebe immer nur schuldloses Vertrauen in den Rat des Verborgenen heissen können. Ich kann nicht Ränke spinnen, ich mag nicht Gewaltthun, ich hasse Erpressen und Erschmeicheln: Denken Sie meiner als des Schonenden Dankenden, der nie Rechte hat noch haben wird. Alles ist Gnade. Vergessen Sie das schimpfliche Gleichnis von den ausgestellten Wechseln.<sup>85</sup> Weder Sie noch ich haben Anteil an dem garstigen Handel, auf den es passen mag.

Nichts mehr für heute. Ich will wieder schreiben, so bald ich es unauffällig kann. Es wird Zeit vergehen, eh ich ein Blättchen von Ihnen werde haben dürfen. So will ich mir das Herz bei Zeiten zähmen – das gar dauerhaft und edelbeständig werden muss wenn unser Beider Künftiges ihm auferlegt werden soll. Kindi[s]ch wäre es, immer zu maulen und ausser sich zu geraten wenn das Schicksal die Bescherung um ein par Tage aussetzt. Wir müssen die Feste feiern wie sie fallen. Bleiben Sie fröhlich hoffen Sie und Sie werden vergessen; ja, danken Sie, wie ich danke für den Abgrund dieses Jahres; es soll unsern Augen nichts geschadet haben hineinzublicken. Der Wein muss im Höllenbrodel des ersten Jahres seinen jungen Zucker verzehren, um den duftenden Herbstgeist des Rausches zu gewinnen, – jene Atmosphäre in der wir gestern badeten, und die sich mit jedem Male tiefer verklären wird. Adieu, geliebter ergreifender Mensch.

B. [Ende Juni 1913]

[Briefkopf: Villa Mansi / Monsagrati / Lucca]

Mit welcher Zauberkraft bist Du mir gestern erschienen, Du Liebe! Erstlich schon dass Du überhaupt kamst, da ich doch Tags zuvor von Dir gehört hatte und gar nichts erwarten durfte; und dann dass Du so kamst. Alles was ich darüber sagen könnte, wäre eitler Wind. Du von allen Menschen allein hast die Geistergewalt mein Herz im Mittelpunkte zu treffen und in ihm aufzuschliessen was es selbst nicht weiss. Dies ist der dritte Brief derart den Du mir geschrieben hast, seit wir uns wieder gehören – unter den ersten verschollenen waren mehr dergleichen. Der erste kam gleich nach Dicomano, da sprachst Du von der ersten Nacht Deines

85 Mit Bezug auf den oben mit Anm. 81 zitierten Brief Heymels an Winsloe vom 2. 12. 1912.

Lebens in der Du im weissen Monde liegend nicht schlafen konntest vor übergrosser Seligkeit. Den zweiten schriebst Du kurz ehe Du von Florenz weggingst, darin redetest Du von Deiner Jugend und sagtest, »ach hab mich lieb.«<sup>86</sup> Dies ist der Dritte. Willst Du wissen wie ich so etwas lese, Deine Briefe überhaupt lese? Wenn ich das Couvert abgerissen habe, sehe ich zuerst nach den letzten Worten: da hab ichs gleich mit einem Blicke, was gewissermassen Dein allerletztes Leben, Deine allerletzte Stimmung gewesen ist, und ob Du mich ein wenig lieb hattest, als Du den Brief schlossest. Ist es ein Brief wie dieser letzte, so fange ich dann an zu lesen lese die Anfangsworte, verstehe die auch noch, aber dann weiter nur noch mechanisch mit den Augen, und verstehe nichts mehr; merke es, nehme mich zusammen, verstehe wieder einen Satz, und bin gleich wieder in dieser übertäubten, traumhaft ohnmächtigen gebannten Trunkenheit. Ich lege den Brief fort als hätte ich ihn mit den Sinnen, statt mit den Augen gelesen, und sitze oder stehe in langsam sich lösenden Gedanken an Dich. Ist Dir gegen sechs Uhr Nachmittags nicht manchesmal beklommen, als zöge etwas an Deiner Sphäre? Ist Dirs je so, so denke, in der weiten Ferne ist eine Seele auf Knien der Du alles hingegenommen hast, womit sie anderm gehörte und nichts gelassen als das dumpfe kurze Aufschluchzen übermässiger Sehnsucht, übergrosser Seligkeit. Das ist die Stunde, nachdem ich Deinen Brief überflogen habe, und bevor ich ruhig genug bin ihn zu lesen, Wort für Wort, Satz für Satz mit langen auskostenden Pausen. Du gibst mir die Gesten ein ich thue sie wie gezogen nach. Ich sitze bei Dir, fühle deine Stirn, gebe Dir das Getränke, schlichte die Decken. Deine Augen fallen ein wenig zu, ich sage »soll ich gehen, willst Du ruhen« wie damals, und Du schüttelst heftig den Kopf, wie damals, wie ein leidenschaftliches kleines Kind. Da bleibe ich sitzen, reglos, und sehe Deine langen Wimpern zittern, bis sie sich legen und ruhen, ziehe die Bewegungen und Flächen von Deinen Schläfen zur Wange, von der Wange zu den Lippen, zu Kinn und Hals nach wie man sie am Marmor abfühlt. Ich darf Dich nicht berühren und doch liegst Du wie in meiner Hand. Ich darf Dich nicht küssen und doch bist Du in dem ersten Schlaftauch durch meine Liebe wie im langsam aushauchenden Kusse hinübergeschwunden, und wenn Du auch nichts von Dir weisst, so weiss Dein Schlaf das stille Wachen des Mannes, dem Du Dich anvertraust. Nun schläfst Du fest, langsam löst Du Dich auf, langsam trennen sich die geliebten sanften Lippen ein wenig von einander, stetig sinnt und steigt die feine Brust. Ich regele den Atem nach Deinem Atemzuge um Dich nicht zu stören. Meine Gedanken an Dich werden tiefer, dunkler, einfältiger; noch ein Augenblick, und es sind nur noch Gefühle – Gefühl Deiner rührenden Reinheit, Deiner grundlosen Güte, Deiner zarten Schwäche. Gefühl des Ergreifenden

86 Zur unmittelbaren Reaktion auf diesen Brief vgl. den ersten Teil von Nr. 246: Briefe, S. 455-457.

in Dir, Deines Ernstes, Deiner Untrüglichkeit, Deines ständigen Kampfes um die Wahrheit und ein Heiliges. Gefühl der blossen geheimnisvollen Bezauberung die Du aushauchst. Dank. Vorsatz. Hingabe. Heisse blindmachende Sehnsucht tiefster Angehörigkeit, sekundenlang, aufgehend in etwas was keinen Namen mehr hat, so ganz dicht bei Gott ist es. Du wachst auf und langst nach meiner Hand, sie schliesst sich um die Deine, Du siehst mich an. So lese ich, lebe ich Deine Worte. Denke nie ich könne nicht verstehen was in Dir ist. Ich lerne Deine Sprache während Du sie sprichst wie ein Kind die des Ausländers. Was ich Dir sein kann, kann mir nicht ferne liegen. Schwärmerei soll es sein was Dich in den Kirchen trostreich anhauchte? Stätten an denen seit Jahrtausenden der Trost haftet, den Menschen unserer Art im Aufblick zu ihren Lebensmächten errungen und gefunden haben, Stätten, in denen jede sinnlich aufnehmbare Form treffe sie das Auge oder Ohr oder den innern Sinn, vollkommener schlichter Ausdruck dieses uralten Menschheitstrostes geworden ist, reduzieren uns in einem Momente auf das was wir mit der Menschheit teilen und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, auf das Erhabenste in uns, in seinem Verhältnis zu *unsern* Lebensmächten. Aber ich bin auch diesen bäuerlichen Feldprocessionen nicht böse. Ich kenne die Leute und ihr Feier- und Singbedürfnis, ihr Bedürfnis nach diesen Symbolen des Massenbittganges, nach wahrer ›Begehung‹ des Sonntages. Ich sehe gern die Fahnen im Felde auftauchen, höre gern den auf und abschwebenden Chor.

Sei bedankt für den Brief, für Dich, für alles, lieber liebster Mensch. Sei bedankt dafür dass Du mir sagst, an welche Hand Dich meine, an welche Liebe Dich meine hat denken machen. Nichts Himmlischeres konntest Du mir geben. Soweit die Liebe des Mannes der Deine Seele von Dir für seine will, mit der Liebe gleichen Namens sein kann, die Dir eine Seele gab, soll sie versuchen, diesen täglich geschändeten und entehrten Namen ehrlich zu machen. In einem ist sie jener gleich, wenn in nichts anderm. Im Opfer. Du hast, seit Du keine Mutter hast, keinen Menschen gehabt, dem Du der Lebenswert selber bist dem es selbstverständlich ist, Dein Leben mit seinem Leben zu decken, gegen Tod und Hölle. Mich, wie eine Mutter, kannst Du sehr kränken und betrüben, aber nicht verlieren aber nicht vertreiben. Ich komme wieder. Ich bin ja wieder gekommen.

Gut Nacht, – mein Geliebtes.

C. [Anfang Juli 1913]

[Briefkopf: Villa Mansi / Monsagrati / Lucca]

Ich weiss doch nicht ob es mich sehr gestört hätte, wenn Du vom Tango zu etwas wilderen, weniger philisterhaften, und mit einem Worte individuelleren Gegenständen übergegangen wärest. Ich habe nichts dawider Dich mir vorübergehend in schreiend komischem Kontraste zu Deiner Umgebung vorzustellen – sagen wir zum Beispiel in ein Wesen verkleidet das in dies triste Philisterloch, das Odeons-

casino passt, zwischen diese als Weltdamen costümierten langweilig roten Provinzweiber, diese entsetzlich verderbt, elegant und frech thuende jeunehommeerie, von der jeder einzelne für sich genommen abwechselnd ein Prachtkerl oder ein Dümmling ist. Da hast Du geglaubt Dich amüsieren zu können, – ›übermütig? Gute Christa. Die Orte, wo deutsche Kleinstädte vor sich selber Grosstadt und lasterhaften Schimmer spielen, sind nicht amüsan. Bourgeoise Damen, die sich wie Cocotten anziehen und benehmen, sind nicht verführerisch und werden von jedem der das Laster zu schätzen weiss empört abgelehnt. Dies öde Lokal, von dem ich übrigens glaubte es sei aufgehoben, (nicht weil es gegen die Sitten, sondern weil es gegen die Hoheitsrechte echter Unanständigkeit verstösst) ist ein typisches deutsches Produkt: ein Rahmen ohne Bild. Weil Paris und Rom und Petersburg und bis zu einem gewissen Grade Berlin ihre Rasereien und ihren bunten Abschaum irgendwie haben encadrieren müssen, damit er sich zusammenfinden kann, darf München – das schuldet es seinem Rufe – nicht zurückstehen. Die Rasereien etc. sind nicht zu beschaffen; aber ein Cadre kostet nur das Geld dessen der welches zu verlieren hat. Und da steht er über Nacht herausgewachsen da, halb Spielhölle, halb Bonne Hôteesse, halb Freudenhaus – prachtvoll wenn die homogenen Raubtiere und andere fre[c]hen Bestien die Käfige füllten, vergeuderisches, juwelenbeladenes üppig hässliches erregtes Pack, mit den Geberden des Sich Kaufens und Sich Verkaufens, mit dem Lebenshintergrunde erraffter und erkämpfter Vermögen, mit dem Hintergrunde der riesigen Spekulantbörsen, der riesigen Frauenmärkte die sich Theater nennen, der riesigen fernen Weltteile wo Geld gemacht wird und nichts wert ist – Rumänien, Argentinien, Californien, Südafrika. Was confluiert ins Odeon Casino? Provinz Kränzchen in denen alle sich kennen und jeder weiss wie viel der Andere in der Tasche hat. Frau Pringsheim<sup>87</sup> hat dort ihren – Klatsch und Schrenck Notzig – ich hätte fast gesagt, seinen Stammtisch. Getanzt wird auch; man markiert vor einander herbe gelassene Gemeinheit mit unzureichenden Mitteln. Und man wirkt, durch den Contrast zum Rahmen, viel timider, als man zwischen den eigenen vier Wänden wirkt, und im Grunde ist. Vielleicht ist die eine oder andere von diesen Frauen im Herzen wirklich eine geborene Cocotte, feil, frevelhaft, nichtswürdig und charmant; aber kaum über die rote Schwelle getreten wird sie eine Madame Bovary der Débauche, starr und uninteressant. Nein, Christa, die Orte, wo man sich mondän amüsiert sehen anders aus. Die Orte wo der Tango hingehört, sind fast so stilvoll echt, wie die argentinischen Verbrecherkneipen wo er erfunden

87 Hedwig Pringsheim wird schon in einem Brief an Karoline Ehrmann vom 19. 2. 1905 als abschreckende Repräsentantin der gebildeten Münchner ›Gesellschaft‹ genannt (Rudolf Borchardt, Briefe 1895–1906, S. 284). Borchardts Familie war mit der Familie Pringsheim eng verbunden.



ist und herkommt. Es sind vielleicht Orte wo Du nicht allein hingehen möchtest. Aber enfin, es ist kein Kriterium für das interessante oder uninteressante eines Ortes ob ein junges Mädchen, selbst das kaltblütigste, alleine hingehn kann. Und so bist Du, wenn Dein Unglück will, dass Du in München eine übermütige Stunde hast, auf Localitäten angewiesen, deren Greulichkeit eine ganz nüchterne ist. Auch das passt ins heutige Deutschland, von dem Rudi eben schreibt, »es ist eine kalte Hölle.«<sup>88</sup> Ich habe gar nichts gegen die Höllen, aber sie sollen voll Verdammter, voll echter und lustiger Teufel, und voll gefallener Engel sein, und auch dann bin ich für die heissen.

Darum wäre es so schön gewesen, wenn Du plötzlich den Odeons-Casino Domino gelüftet und mir Deine schönen lachenden Augen gezeigt hättest; denn ich liebe Deine lachenden fast noch mehr als Deine ernsten, und das will viel sagen – Deinen Übermut fast noch mehr als Deine Harmonie und das ist fast übermenschlich. Aber Christas Lachen, Christas Übermut, und diese jämmerlichen Langeweil-Vergnügungen Grinsender, die sich forcieren? Es ist wie die Figaro Ouverture von Blechen in eine Music Hall hinausgespieen, oder wie ein Stück Sommernachtstraum in Kino-Scheinwerfern zuckend wie ein Bündel galvanisierter toter Frösche.

So habe ich den Schreibtisch aufgeschlossen und aus dem Geheimfach deine alten Briefe geholt,<sup>89</sup> eine Viertelstunde drin gelesen. Mondlicht und Mittags-sonne, Morgenkühnheit und Abendfrieden auf einmal, schwebte mir draus ins Innere. Warum habe ich denn überhaupt noch von dem wüsten Zeug geschrieben? Ich glaube ich wollte nur auf ein Wort, eine Bitte hinaus: »Fort fort, Christa!« So schnell Du kannst fort aus dieser Sphäre in der nichts Gutes für Dich ist und je gewesen ist. Und so lang Du nicht fort kannst, im Geiste schon fort sein! Nur körperlich, nur als ein Appendix Deiner Zähne noch da sein! In Deiner heutigen Phase ist dies München für Dich nur gefährlich, und nur im Sinne der innerlich wertlosesten Gefahren gefährlich, nicht derjenigen in die zu begeben sich lohnt. Fühlst Du denn nicht, wie alles Elende, das Dich ehemals als eines seiner Produkte, als mittelhaftig an seiner Färbung angesehen hat, – an dem [Du] Dich gerissen hattest und das Du verachtetest, die Arme wieder nach Dir aus[s]treckt und Dich zurück zu haben meint? Wir wissen beide, dass es ihm nicht gelingen wird, Du bist fest, und ich bin auch über die ungeheure Entfernung hin, und obwol nur dies Blatt in Deiner Hand liegt, nicht meine warme Hand sich um die Deine schliesst, fest genug. Aber diese Deine Festigkeit sollte sich nicht sofort wieder

88 An Borchardt, 30. 6. 1913, in: Rudolf Borchardt / Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918, S. 546.

89 Zur Einschließung der Briefe in einen Kasten vgl. Borchardts Schreiben vom 29./30. 6. 1913: Briefe, S. 539.

gegen das schlechte und gutmütig tuend Nichtswürdige verteidigen müssen; und gegen die allgemein verbrüderete und verschwisterte Schwächlichkeit, Feigheit, und Entwurzelung Position nehmen. Ich war heut den ganzen Morgen wie vergiftet vor Schmerz und Ingrim. Jemand aus München war hier – der Name thut nichts zur Sache, einer der gewöhnlichen Visitanten, die auf einer Reise jede Personalien Chance ausnutzen – das Gespräch war nicht auf sachlichem Gebiete festzuhalten und déraillierte immer wieder auf Persönliches, und plötzlich nennt er unter denen die in München sind, und die ich etwa kennen kann, – ›Kreis Heymel‹ auch Deinen Namen – ›ist auch wieder da‹, in einem Tone der vielleicht gar nicht so unverschämt gemeint war, wie er auf mich wirkte, der mich aber so ausser mir brachte, dass ich den Menschen so gut wie hinauswarf, das heisst mit drei Worten unter dem Vorwande dringender Beschäftigungen verabschiedete, die Klingel zog, und ihn dem Mädchen überliess, ohne ihn hinaus zubegleiten. Das tangiert Dich nicht, dafür kannst Du nichts, und wenn ich gegen jeden lumpigen blackguard, der einen edlen Namen durch seinen unsaubern Mund zieht, den Degen halb aus der Scheide haben müsste, wäre der Don Quixote bald fertig. Aber dass mein Allerheiligstes, der mit Leiden und Wonnen im Schlafen und Wachen angebetete, ersehnte, gesegnete und bedankte Mensch, dessen Dasein auf Erden für mich ein Element Göttergabe wie Sonnenschein und Regen ist, dessen Fusssohlen in meinen Händen zu tragen, dessen Haupt an meine Brust zu betten, dessen Hände auf meinem Kopfe, dessen Blicke auf meinem Werke zu fühlen ein Gedanke ist der mich über die Sterblichkeit emporschnellt – dass meine adlige und demütige, grundlos gütige, grundlos lautere Christa dem Gesindel das mir zwischen den Füßen wuselt, ein Typus sein soll, ein Typus dessen, womit sie aus Bequemlichkeit oder Spielerei dann und wann eine Äusserlichkeit geteilt haben mag, ein Typus dessen was ich zur Vernichtung hasse, wie soll ich das ertragen, ohne zu bersten? – Still davon; es ist meine Sache, nicht Deine. Aber lass Dir zureden, mein Herz, mein Alles, und sei in *dieser* Sphäre, in dieser faulen kalten Höllenbolge nicht die Auslage, in die jeder Lümmel gucken darf, sei so geheim wie Du kostbar und selten bist. Meine Liebe bittet Dich darum mit allem Besten Reinsten Heiligsten, was sie hat, mit allem dem wodurch sie mit der höchsten Liebe eines ist die Du je besessen hast. Verzeih dieser meiner leidenschaftlichen Liebe zu Dir meine leidenschaftliche Sorge für Dich, mein Mitbeben in allem, was Dich trifft. Verzeih meinem armen Munde, der nie andere als Liebes-Trost Dank-Worte, Worte der Hingabe und Lobpreisung für Dich haben will, wenn heut irgend eines seiner Worte Dich gekränkt hat. Es kommt aber aus dem gleichen Grunde, für den ich keinen Namen habe, und keinen suche.

Deiner.

D. [Mitte Juli 1913]

[Briefkopf: Villa Mansi / Monsagrati / Lucca]

Seit ich darauf gefasst bin, nichts von Dir zu hören, ist mir nicht wohl, wenn ich nicht von mir aus mit irgend etwas Sichtbarem an Dir hänge. Sonst, wenn ein Brief von mir fort war, fühlte ich den Gegenbrief durch die grosse Ferne ihm entgegenzuschweben und war durch eine Geisterrührung Deines Gedenkens schon ergriffen, ehe er noch in meinen Händen war. Jetzt schneidet mich das expedierte Schreiben gewissermassen von Dir ab, und ich muss nur geschwinde ein neues beginnen um den Faden mir um den Knöchel geknüpft zu wissen, an dem ich so gerne, so leidenschaftlich gern Dein Eigner und Dein Besitz bin. Dies schreibe ich heut Abend weiter. Für jetzt ist es ein kurzer Glücks Seufzer zwischen der Arbeit, ein Hauch lautwerdender Sehnsucht neben so vielen andern, die lautlos untergehen. – Meine Conception ist im starken Flusse, die Blätter häufen sich um mich her, und der Zwischengedanke an Dich hat nichts Zerstreues und Ablenkendes. Da Dein Feuer mir überhaupt die Suppen kocht, ist alles Dich betreffende, was ich zwischenein denke, immer auch zur Sache gedacht. Und wieviel erzähle ich Dir innerlich, um es mir selber ganz deutlich und lauter zu machen! Hätt ich Dich jetzt hier, es sollte nicht *nur* geküsst werden, und wäre drum doch nicht ein Hauch weniger Liebe, Angehörigkeit, Vereinigung, selbst Leidenschaft in meinem Wesen mit Dir, das Dich und Deines umschlänge. – Sag aber nicht wieder ›Du bist ganz weit weg‹; sondern sehne Dich *noch* ein wenig, noch ein *klein* wenig mehr nach mir, als in diesen Worten liegt, – und Du hast mich näher: Ich weiss, Gegenwart ist das einzige Glück, das uns fehlt; die Menschenseele ist nun einmal drauf angelegt, dass sie nur aus etwas was ihr *fehlt*, sich wahren Besitz machen kann; aber dazu muss es ihr *sehr* fehlen –

Lieber Engel liebster, ich habe eine unverschämte Bitte. Gib mir was Neues von Dir, was eine Weile bei Dir gewesen ist. Die alten Amulette sind für mich noch ganz was sie waren, aber die letzt geborene frischeste Minute ist immer die schönste und wie ich Dir jetzt wenn ich bei Dir wäre, das Tuch aus dem Gürtel und die Blume aus der Blouse stehlen würde, so lass mich was Letztes haben, süss wie den ›letzten Brief‹ der auch immer der süsseste ist. Ein Nichts thuts, ein Bändchen aus deiner Wäsche, ein Faden Deines Strumpfs, irgend ein närrischer Unsinn. Lache nur über den grossen ›weisen‹ Narren; der in fünf Minuten hence wieder die ernstesten Sachen denken und schreiben wird – Diese sind ihm nicht minder ernst, aber von aussen mögen sie sich anders ausnehmen. Dies küsse ich und bin fort von Dir.

*Abends*

Denk Dir einen Abend wie Du sie in Maiano noch erlebt haben magst, die Sonne herunter, die leuchtende Luft halb veilchenhauchig blaugrau, halb rosenhauchig

golden, erste Sterne überm Grün die so zittern als wollten sie aus der Fassung fallen, Fledermäuse rastlos streifend, Eulen quietschend und lamentierend, Bauern die wie stille Schatten feiertägig langsam durch den Garten gehen, das Haus immer körperloser strahlend immer geisterhafter blinkend, und so langsam jeder Stoff sich aufhebend, jede Materialität aufgetrunken von Atmosphäre, Nacht schwellend, schwarzer durchsichtiger Purpur wachsend, Balsamwind, surrende Riesenfalter, Silberdämmerung, Mondahnung – ah! So bin ich mit Dir eben zwischen meinen langen Beeten gegangen, Du hattest zuerst den Arm ganz leicht in meinem, wie Du so gerne thust, und dann um meine Schultern. Wir waren nicht geprächig, und sagten nur soviel Worte als genügten uns fühlen zu machen, dass wir das gleiche dachten. Weisst Du noch was es war? Da es drei Tage her sein wird, wenn diese Frage zu Dir kommt, darf ich schon fragen. Wir dachten, wie schön es sein müsste, einen Garten und Blumen zusammen zu haben, der uns beiden allein gehörte, den wir nach langen Beratungen, nach langem sich-gegenseitig-Überzeugen und Nachgeben anlegten, und mit Säen, Verpflanzen, Erziehen zu einem Gleichnisse unserer traumhaftesten Freuden machten. Dass es schöner wäre, wenn der Garten an einem Hause wäre, in dem wir zusammen gingen, ässen und arbeiteten, und wenn das Haus im mittsten [sic] Punkte eines grossen Lebens wäre, das wir stolz und kräftig zusammen lebten, das wussten wir, aber wir wollten es vergessen, – nein wir waren selig es vergessen zu *haben*. Wir waren ja gar nicht wirklich da, zwischen den langen Beeten aus allen Farben und Düften, Du nicht – ich auch nicht. Ich hatte Dich zum Körper neben mir machen wollen, da warst Du gekommen und hattest mich zum Geiste neben Dir gemacht. Da waren wir glücklich wie nie zuvor und dachten den Garten von uns beiden. Wo? auf den Inseln. Aber sonst mit den Blumen dieser Erde, Akeley und Eisenhut, Kaiserkronen und Jakobsllilien, Rittersporn, Skabiosen, Brennender Liebe und Unglücklicher Liebe, Jungfer-im-Grün und Hängenden Herzen. Um Fingerhut und Königskerze herum Wellen von leidenschaftlichem Phlox, um hohe Glockenblumen und Lupinbüsche bleiche Völklein von Strauch Anemonen. Ich pflückte sie Dir alle und fragte dazwischen mit den Augen; bei jeder sagtest Du ›ja«. Das müssten wir als Lebendige haben, was wir da als Geister hatten, und den Strauss der jetzt so prachtvoll stumm und einsam vor mir neben Deiner weissen Hand<sup>90</sup> steht, hätte ich Dir nachher in der Dämmerung in den Schooss schütten müssen damit Du ihn ordnetest, und bei Dir knieen und Dir Formen und Farben zurichten und reichen. Dazwischen wärest Du langsam vor meinen Augen ein Stück des dumpfschönen Abends selber geworden, eine Schwester der dunkelnden Blumen, eine unbegehrbare Offenbarung, ergreifend über sich

90 Gipsabguss von Winsloes Hand, erwähnt auch in: Briefe, S. 435 u. 537.

selbst geneigt; und die Lampen wären zu frühe gekommen, und selbst noch der Mond zu balde.

Wären. Denn mit ins Haus hast Du nicht kommen wollen. Als mein Schritt auf den Thorplatten hallte, küsstest Du mich so schnell dass ich es erst fühlte wie Du fort warst; und da erst, glaube ich, hallte mein Schritt wirklich, und ich war auch fort, – vielmehr ein anderer war da, der dann ins Haus ging, einen Blumenstraus in der Hand, und den ins Wasser besorgte, und der [d]aheim war; das ist der, der Dir jetzt schreibt, und sich grämen würde wenn er Dir nicht schriebe. Dass er so mit laufender Feder seine Gedankengefühle durch Dich hinwerfen kann wie ein Weberschiffchen durch die Kette fliegt, und Geweb machen darf aus Leere, nimmt das Düstere rein von ihm und heiligt ihm sein schweres Herz und seine schwere Zeit; lässt sein schweres Glück aufgehn wie Mond.

Ich liebe Dich. Weisst Du noch, Christa, wie ich im ersten Briefe den ich von hier wieder schrieb, so ernsthaft drüber war, dass ich Dir künftighin nicht mehr sagen dürfe, *dass* ich Dich liebe, *wie* ich Dich liebe? Und siehst Du nun, wie ich meinen Vorsatz halte? Ich liebe Dich, ich liebe Dich. Was ich bin und habe, bin und habe ich um Deinetwillen, was ich um Deinetwillen nicht sein und haben kann, dorrt an mir ab, und fällt. Der Strom des Lebens schickt ihm keinen steigenden Saft mehr zu, wie an Pflanzen nicht mehr dem Triebe, dessen Blüte hin ist. Wo Du mit mir bist, drängt sich an mir voll Knospen, – zum Ängstigen schwer. Mir zittert das Herz in der Brust dabei, manchmal, es verfängt mir den Atem. Und ich darf zu keinem sprechen. Stossgebet, Stossseufzer, Stossgesang, – sonst nichts was mich befreit. Besser so; so muss eben alles, alles dahinein.

Gut Nacht, Liebstes. Wie schriebst Du neulich? ›Grüsse, Grüsse – und mehr‹. Lass nichts Dir ablernen, nachsprechen. Und mehr? Bloss mehr? Alles.

[Zeichen] Sieh Dir diese Sigle an. Das [Mitte des Zeichens] zugleich h von Ch und erster Teil eines W; für solche die Ch = Christa lesen, das W im ganzen Umrisse. Solche Schnörkel finden ist meine Liebhaberei. Darf ich Dir danach Stempel schneiden und Briefpapier machen lassen, oder soll ich suchen, bis ich etwas Schlagenderes finde, was sehr möglich ist. Wenn Dirs recht ist, gib Format und Farbe an, weiss oder bläulich oder gelblich.

Mir fällt allerdings eben ein, dass Du Papier mit dem Greifen hattest, und lieber das wiederholt möchtest. Ganz wie Du willst!